



Jeden Sonntag erscheint  
eine Nummer.

Dreimddreißigster Jahrgang.

N<sup>o</sup> 52.

Stuttgart, Leipzig und Wien.

Preis einer Nummer  
15 Pfennig.

### Sanda.

Eine Geschichte aus Rumänien

von  
Marco Prociner.

(Schluß.)

Am Boboteaza-Abend fuhr ein mit zwei kleinen, mageren  
Pferden bespannter, sehr primitiv gebauter Schlitten bei der  
Schenke des Moch Ali vor. Demselben entstieg ein großer,

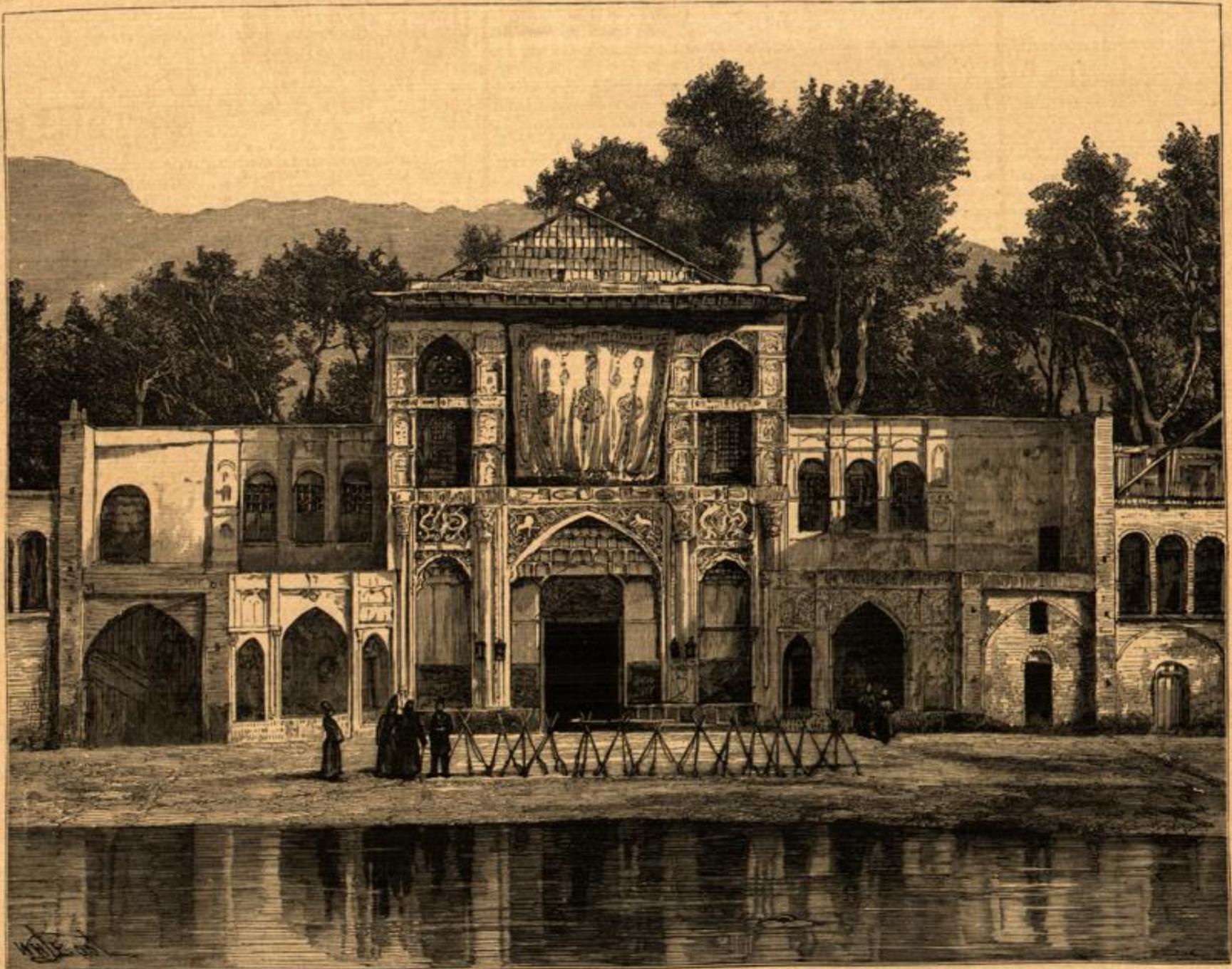
in einen Schappels gehüllter Mann in hohen Stiefeln, auf  
dessen Haupt eine bis über die Ohren gezogene Lammfell-  
mütze saß. Er gab dem Kutscher einige Geldstücke und  
jedenfalls mehr, als den ausbedungenen Fahrpreis, denn  
der Kosselenter, der eine solche Munifizenz wohl nicht er-  
wartet haben mochte, lästete mit einem scheuen Seitenblick  
auf den Geber die Mütze, murmelte etwas wie: „Küß die  
Hand, gnädiger Herr!“ ließ hierauf die Peitsche auf die  
armen Säule niederfallen und fuhr so eilig davon, als  
fürchtete er, der edle Spender des allzu hohen Trinkgeldes  
möchte seine Großmuth bereuen. Moch Ali war in der  
Meinung, der Subpräsekt wäre vorgefahren, herausgerannt

und daher nicht wenig erstaunt, als er in dem Ankömmling  
Margarit erkannte.

Dieser drückte Moch Ali, der über den Besuch durch-  
aus nicht erbaut war, herzlich die Rechte, trat dann in die  
Schenkstube und machte sich's daselbst bequem.

„Du brauchst nicht besorgt zu sein,“ sagte er zum  
Schenkwirth, der ein sehr ängstliches Gesicht machte: „es  
weiß Niemand, daß ich hier bin. Und wozu ich hier bin,  
wirst Du morgen früh erfahren,“ fügte er lächelnd hinzu.

„Wo bist Du die ganze Zeit gewesen?“ fragte Ali.  
„Jenseits der Berge, in Siebenbürgen, ich habe ehrlich  
gearbeitet und mir einiges Geld verdient. Und nun sei so



Der Eingang zum Palast des Schah von Persien in Teheran. (S. 614.)

gut und hol' mir Wein, guten rothen Dobeser Wein, und hier hast Du den Beweis, daß ich Alles baar zahlen kann!" Er holte bei diesen Worten aus der Tasche mehrere Goldstücke hervor und hielt sie dem Schenkwirth vor die Nase hin.

Der Anblick des Goldes schien auf Moseh Zie beruhigend zu wirken, er eilte in den Keller.

Margarit benützte rasch gefast diese Gelegenheit, öffnete leise die Thüre, die in den Flur führte, und stand bald darauf in Sanda's Stube. Das Mädchen war allein darin. Sie saß auf einem kleinen Divan neben dem Tische, auf dem in einem Messingleuchter ein Talslicht brannte.

"Sanda!" rief er, auf sie zuströmend.

Sie sprang auf, stieß einen Schrei aus und sank wie leblos in seine Arme. Er drückte sie innig an sich, küßte ihr den Mund und blickte mit sprachlosem Entzücken in ihr bleiches, von einem glückseligen Lächeln verklärtes Gesicht.

"Ich wußte, daß Du heute kommst," murmelte sie, "ich wußte es."

"Merk' auf," sagte er, "wenn Moseh Zie zu Bett gegangen ist, so schleiche Dich aus der Stube bis zur Veranda vor der Schenke, wo ich Dich erwarte. Aber kleide Dich warm, denn es ist kalt draußen." Dann neigte er sich zu ihr und fragte: "Hast Du mich noch lieb, Sanda?"

Statt aller Antwort schlang sie die Arme um seinen Hals, hob sich auf die Fußspitzen, und drückte ihm einen Kuß auf die Lippen.

Er ließ sie sanft auf den Divan niedergleiten, schärzte ihr nochmals ein, sich ja recht warm zu kleiden, und lehrte in die Schenke zurück, wo er Moseh Zie damit beschäftigt fand, aus einer großen Flasche Rothwein zwei kleine Gläser zu füllen.

"Ich habe Sanda begrüßt," sagte Margarit leichtthin und ließ sich auf der Bank neben dem Schenktisch nieder. Moseh Zie warf einen lauernden Seitenblick auf Margarit und fragte:

"Wie findest Du meine Sanda?"

"Sie ist schön und lieb wie immer."

"Das arme Kind," seufzte Moseh Zie, "wenn doch der Frühling schon käme. Du weißt doch, Margarit, daß ich nächstes Frühjahr mit ihr nach Wien zu den Augenärzten fahre?"

"Ich habe davon gehört," lächelte Margarit. Dann ergriff er sein Glas und sagte:

"Gebet der Himmel, daß all' das Gute, das ich Deinem armen Kinde von ganzem Herzen wünsche, in Erfüllung gehe. Deine Sanda soll leben!"

Die Gläser klangen, die beiden Männer leerten dieselben auf einen Zug. Nichts konnte bekanntlich Moseh Zie so glücklich machen, als wenn Jemand über seine Sanda Gutes sprach. Der Umstand, daß Margarit in so herzlicher Weise auf das Wohl seines Kindes getrunken, versöhnte ihn daher vollständig mit seinem Gast. Er ließ sich neben ihm nieder und begann ihm von seinen Ausichten und Plänen zu erzählen. Wenn die Operation mit Gottes Hilfe glücklich vorüber sein werde, woran übrigens nicht zu zweifeln sei, so werde er mit Sanda nicht mehr nach Ungureni zurückkehren. Er habe das Landleben satt und wolle den Rest seiner Tage in einer großen Stadt, vielleicht in Buda-pest, zubringen. Dort werde er für seine Sanda Lehrer engagiren, und da sie ein aufgewecktes Kind sei, so werde sie sicherlich in kurzer Zeit alle Kenntnisse sich aneignen, die ein Stadtfraulein besitzen müsse, denn ein Stadtfraulein müsse sie werden. Und warum nicht? Sie habe ja jetzt schon seine städtische Manieren und sei klug und schön, und Vermögen besitze sie gottlos auch, denn er habe nicht umsonst gepart und gearbeitet und wie ein Hund gelebt. Und eine schöne Partie werde sich für sie wohl auch finden, vielleicht ein Subpräfect oder sogar ein Präfect.

Margarit unterbrach den Redefluß des Schenkwirthes mit keiner Sylbe, er schaute traumverloren vor sich hin. Als Zie aber innehielt, erhob er sich und zog aus seinem Ledergurt eine silberne Uhr hervor.

"Es ist bald Zehn," sagte er, "ich bin müde, und muß noch nach Ungureni, wo ich beim Popen übernachtete."

Er legte seinen Pelz an und wollte zahlen.

"Halt!" rief Moseh Zie, das Geld abwehrend, "heute nehme ich keinen Ban von Dir."

Margarit verabschiedete sich und verließ die Schenke. Er schlug die Richtung gegen Ungureni ein, vor dem ersten Hause des Städtchens angelangt, blieb er eine Weile stehen und kehrte dann zurück. Als er wieder vor der Schenke anlangte, war bereits der Laden am Schaufenster derselben heruntergelassen. In Sanda's Stube brannte noch Licht, aber bald erlosch dasselbe. Es war eine schöne Winter- nacht. Am dunkelblauen Himmel stimmerten die Sterne, hinter den Bergen tauchte voll und hell der Mond empor, unter dessen Strahlen die Schneedecke, die, soweit der Blick reichte, Alles umhüllte, zauberhaft glitzerte. Es war todtenstill, nur ab und zu klang ein dumpfes Hundegebell aus Ungureni herüber.

Margarit stand vor der Schenke, an einen Holzpfiler der Veranda gelehnt und horchte spannungsvoll. Es war ihm so schwer um's Herz. Jede Minute banger Erwartung schien sich ihm zu einer Ewigkeit auszudehnen.

Plötzlich vernahm er im Schnee knirschende Schritte, die Gartenthüre knarrte, er eilte hinzu, es war Sanda.

"Ich bin es, Sanda," sagte er leise und saßte ihre Hand. "Der Weg ist nicht weit," fuhr er fort, "in einer kleinen Stunde sind wir am Ziel. Aber das Waten im

Schnee ist beschwerlich; wenn Du müde wirst, so sag' es nur, und ich werde Dich auf den Armen tragen. Bist Du auch warm genug gekleidet?"

"Ich habe den Pelz des Vaters angelegt," lächelte sie, "er ist schwer, hält aber warm, und an den Füßen habe ich dicke Filzschuhe. So ausgerüstet, werde ich wohl nicht erfrieren."

"Das wirst Du nicht, wenn ich dabei bin!" rief er aus und küßte sie auf den Mund. Dann sagte er mit ernster, fast feierlicher Stimme: "Und nun wollen wir uns in Gottes Namen auf den Weg machen."

Ueber einer zerklüfteten, waldbedeckten Gebirgsmasse erhebt sich kühn und trotzig der Teufelsfelsen. Der Gipfel desselben — ein kleines Plateau bildend — läuft in zwei scharfe, gleich Niesenarmen in's Blaue hineinragende Vorsprünge aus, unter welchen finstere, grundlose Liefen gähnen. Auf dem östlichen dieser Vorsprünge steht hart am Abgrund und gleichsam in der Luft schwebend ein uraltes, verfallenes Kloster. Von wem es gebaut worden und wann, das ist in keiner Chronik verzeichnet und im Munde des Volkes lebt auch keine Kunde davon. Einstmals hatten wohl fromme, weltklüchtige Mönche darin gehaust, aber seit Menschengedenken steht es wüst und verlassen da; durch den öden, fensterlosen Bau streichen die Winde, das Dach und der schmale Glockenthurm sind halb zerfallen, die Frescomalereien an den In- und Außenwänden sind verwaschen und verwittert und nur an der gegen Osten blickenden Wand, rechts von der Eingangsthüre, durch einen Vorbau gegen die Unbilden der Witterung einigermaßen geschützt, ist ein Gemälde noch deutlich sichtbar, Sankt Petrus mit den Schlüssel in der Hand darstellend. Nur selten verliert sich ein menschlicher Fuß an diese Stätte, um welche die Volkspantasia seltsame Gebilde geschlungen. Allnächtlich um die Mitternachtsstunde, so geht die Sage, da steigen die Mönche, die einst hier gelebt, aus den Gräbern, ziehen in langen Reihen um das Kloster und singen und plärren Gebete, bis der graue Morgen sie in die Grüste zurückwehrt. Und in der Bobotezanacht da spukt es erst recht grausig hoch oben, und wenn um die Mitternachtsstunde der Himmel sich öffnet, dann beginnt dumpf und bange eine unsichtbare Glocke zu tönen und die geisterhaften Klänge fliegen über die Berge, hinab zu den Abhängen und in die Thäler, wo Menschen wohnen, und wer dieselben vernimmt, der schlägt rasch ein Kreuz und murmelt still das Vaterunser . . .

Margarit hatte oft von diesem nächtlichen Spuk erzählen hören, aber er dachte nicht daran während des Aufstiegs zum Kloster. Sanda suchte an der Hand führend, schritt er furchtlos seinem Ziele zu. Sie wechselten nur wenige Worte; die geheimnißvolle Stille, die sich erst recht grausig durch das ferne Heulen eines Wolfes unterbrochen wurde, und die bange Erwartung des großen, entscheidenden Momentes, da das Wunder geschehen werde, füllte ihre Seelen mit einem heiligen Schauer. Es fehlten nur noch wenige Minuten bis zur Mitternachtsstunde, als sie erschöpft auf dem Gipfel des Felsen anlangten. Sie blieben stehen, um auszuathmen. Vor ihnen lag, von einer Schneedecke umhüllt und vom Mondschein zauberhaft umleuchtet, das Kloster, hinter welchem mehrere weiße, von bläulichen Lichtern umspielte Bergklippen in den dunkelblauen Himmel hineinragten. Margarit zog die Uhr hervor, es war Mitternacht.

"Folge mir, Sanda," sagte er leise und führte sie knapp bis zum äußersten Ende des Felsvorsprunges, dort wendete er ihr Gesicht gegen den Himmel. Einige Minuten standen sie da, Sanda lautlos emporstarrend, während Margarit mit geschlossenen Augen leise ein Gebet murmelte. Da slog plötzlich ein heftiges Beben durch ihren Körper, ihre Hand zitterte krampfhaft in der seinen.

"Margarit," murmelte sie, "mir ist, als hätte es mir vor den Augen geblitzt."

"Das war die Spalte im Himmel," jubelte er. Dann umschlang er sie, der große, starke Mann zitterte wie im Fieber. "Nur noch einige Augenblicke," slog es von seiner Lippen, "seht führe ich Dich vor die Wand dort und stelle Dich vor das Bild des heiligen Petrus, und Du sagst das Vaterunser her, komm!"

Er wandte sich um und schritt, Sanda an der Hand führend, dem Kloster zu. Plötzlich blieb er stehen und horchte lauschend. Ihm war, als hätte er Schritte vernommen; er hatte sich nicht getäuscht. Um die Ecke des Klosters bog eine dunkle Gestalt ein, die eilenden Schrittes heran- nahte, und auf einmal stand Miron athemlos vor ihm. Er sah wüst und geisterhaft bleich aus.

Sanda schrie auf.

"Wer ist da?" rief sie angstvoll und schmiegte sich enge an Margarit.

"Ich bin es," sagte Miron dumpf und ein wildes Feuer glomm in seinen Augen, "ich bin auch nachgerannt, denn ich will Dich aus den Händen dieses Menschen befreien." Er trat einen Schritt vor und wollte das Mädchen fassen. Da stürzte sich mit einem unterdrückten Schrei Margarit auf ihn.

"Zurück," rief er mit einer Stimme, aus der ein unbändiger Grimm bebt, "verlaß uns sofort, wenn Dir Dein Leben lieb ist!"

Die mächtigen Hänfte Margarit's hielten Miron's Schultern wie mit Eisenschrauben umklammert, aber die Wuth und die Verzweiflung schienen Miron's Kräfte zu verzehnfachen, er riß sich los, wankte einige Schritte rück-

wärts und stürzte sich dann, ein gezücktes Messer in der Rechten, auf Margarit. Dieser aber fing Miron's Arm auf, entwand ihm das Messer, schleuderte es weit von sich und packte dann mit beiden Armen seinen Gegner um den Leib. Eine Weile schauten sich die Beiden in die Augen und dann begann ein stiller, schrecklicher Ringkampf auf Leben und Tod.

Sanda stand in stummer Verzweiflung da, die Kehle vor Angst wie zugeklemmt, so daß sie keines Lautes mächtig war. Plötzlich wälzten sich die Kämpfenden im Schnee vor ihren Füßen, sie vernahm das Keuchen derselben, hernach ein tiefes, röchelndes Stöhnen und dann ward es auf einmal still.

Margarit war aufgesprungen, er lachte heiser auf, stieß mit dem Fuße den leblosen Körper Miron's von sich, faßte dann mit einem krampfhaften Griffe Sanda bei der Hand und zerrte sie bis zur Wand des Klosters hin.

"Wo ist Miron?" schrie sie auf, als er stehen blieb.

"Bete das Vaterunser," sagte er hastig.

"Wo ist Miron?" wiederholte sie jammern und umklammerte angstvoll seinen Arm.

"Bete das Vaterunser," schrie er verzweifelt auf, "bete das Vaterunser, Sanda!"

Und da begann sie schluchzend das Vaterunser herzusagen. Nachdem sie es beendet, nahm er ihren Kopf zwischen beide Hände und sich zu ihr neigend, fragte er mit bebender Stimme: "Siehst Du mich jetzt, Sanda?"

Sie antwortete nicht darauf.

Er wiederholte die Frage.

Ihre Lippen bewegten sich, aber sie konnte kein Wort sprechen.

Da umschlang er sie, hob sie in seine Arme, rannte dann in wilder Hast bis zum Rande des Felsen, daselbst angelangt blieb er stehen und küßte sie zu:

"So red' doch, Sanda! Dort hinter uns ist das Kloster und vor uns, soweit die Blicke reichen, nichts als weißer, glänzender Schnee, dort oben ist der Mond, wo Du die Spalte im Himmel gesehen hast, und hier unter uns ein schwarzer Abgrund. Nicht wahr, Du siehst das Alles?"

"Nein," preßte sie hervor.

Er stand einen Augenblick wie versteinert da, als könne er den Sinn dieses Wortes nicht fassen.

"Es ist unmöglich," begann er leuchtend und die Worte kamen stoßweise von seinen Lippen, "Du hast doch die flammende Spalte im Himmel gesehen, hast es ja selbst gesagt, und Du hast ja vor dem heiligen Petrus gebetet, und heute ist ja die Bobotezanacht, wo alle Wünsche in Erfüllung gehen. Du siehst Alles, nicht wahr, Du siehst den Mond, den Himmel, mein Gesicht, meine Augen? So red' doch, Sanda!"

"Es ist Alles finster vor mir," murmelte sie fast unhörbar.

Da lachte er auf, und das gellte so unheimlich durch die nächtliche Stille. Er ließ das Mädchen zur Erde niedersinken; sie blieb gebrochen und halb bewusstlos vor ihm liegen. Er stand starr und wie betäubt da, den Kopf tief zur Brust herabgeneigt, das Gesicht seltsam verzerrt und ab und zu wie unter einem Fieberschauer erbebend. Da hob sie den Kopf ein wenig in die Höhe und rief jammern: "Margarit!"

Er fuhr bei diesem Rufe auf und neigte sich zu ihr herab.

"Hörst Du, Sanda," sagte er, dem Mädchen mit wirren, wahn sinnigen Blicken in's Gesicht starrend, "hörst Du eine Glocke klingen? Das ist die Todessglocke des Klosters. Und dort — siehst Du? Da öffnet sich die Erde und die Mönche steigen aus den Gräbern, sie kommen heran, sie tragen eine Bahre, ein Todter ist darin. Das ist der Gendarm, den ich ermordet, und dort neben ihm, das ist Miron; o, ich hab' ihn fest an der Kehle gewürgt. Sie kommen heran — sie wollen uns fassen — bete das Vaterunser, Sanda!"

Er umschlang das Mädchen und hob sie zu sich empor. Ihr Kopf fiel auf seine Brust herab. Er küßte ihr den Mund und fragte leise:

"Siehst Du, Sanda?"

"Nein," sagte sie.

Da trat er einen Schritt vor. Unter ihm gähnte wie eine schwarze Unendlichkeit die grundlose Tiefe. Da schien es ihm plötzlich, als wenn aus derselben geisterhafte Klänge süß und lockend emporstiegen und als ob unsichtbare Arme ihn hinabzögen. Er drückte Sanda fester an sich und stürzte sich hinab.

Ein gellender Schrei erscholl und dann herrschte wieder erhabene Todtenstille . . .

## Das Eingangsthor der Residenz des Schah von Persien zu Teheran.

(1810 S. 617.)

Professor Brugsch Pascha, der als kaiserlicher Legationsrath Herrin von Braunschweig, dem ersten deutschen Gesandten am Hofe zu Teheran, beigegeben war, ist dieser Tage zurückgekehrt, reichlich bedacht mit Zeichen der Huld des östlichen Souveräns. Dieß Ereigniß hat nicht verfehlt, das allgemeine Interesse wieder nach jenem fernem Lande zu lenken, das nunmehr, dank der verdienstvollen Durchführung dieser Mission, seine großen Stapelplätze Teheran, Schiras und Bagdad dem deutschen Handel willig erschließen wird.

Teheran, Schiras, Bagdad! Ist es nicht, als ob diese Namen, einem schnellwärtigen Zaubersprache gleich, die Wunderlampe Aladin's vor unserm geistigen Auge entzündeten, uns jene jugend-

geschauten Märchenräume aus „Tausend und eine Nacht“ in flüchtigem Bilde wieder vorzuführen, jene geheimnisvollen unterirdischen Gewölbe mit den funkelnden, unermesslichen Schätzen, jene blütenprangenden, duffschwerm Zaubergärten mit den seltsam schimmernden kostbaren Früchten!

Der Eingang zu dem Palaste des Schah in seiner Hauptstadt Teheran, den wir heute unter unsern Lesern in trefflicher Wiedergabe bringen, paßt sich unseren Phantasiegebilden stimmungsvoll an mit seiner orientalisches fremdartigen Architektur, dem dichten Blätter-schmuck der dahinter liegenden Baumgruppen und dem tiefen, klaren Wasser des Vordergrundes, in dem sich die wunderlichen Formen desselben wieder spiegeln; erst die in Pyramide aufgestellten Gemehre der herumlungernden Schloßwache führen uns aus der Zeit Harun al Raschid's, des großen Khalifen, zurück zum Palaste des heutigen Regenten Kasreddin's, des „Sohnes der Sonne“.

Hinter diesem Thore liegt, in verschiedene Gebäulichkeiten und Höfe getheilt, die fürstliche Residenz, deren außergewöhnlich hohe, mit kostbaren Teppichen belegte Stufen und Hallen kein Verfer beschreitet, ohne sich in tiefster Ehrfurcht seines Schuhwertes erst entledigt zu haben, wie die überhaupt in der geringsten persönlichen Wohnung auch geschieht, denn der gemeine Staub der Straße darf nie in das geheiligte Innere des Hauses getragen werden. Der Hauptempfangssaal des Palastes ist mit überaus werthvollen Teppichen besetzt, an der Decke prangen kolossale Spiegel, auf der Nordseite hängt das lebensgroße Porträt des Kaisers von Oesterreich, daneben ein Marinestück und eine Landschaft, die der Schah in Paris persönlich angekauft, beide tragen noch die metallene Ausstellungsnummer, die Seine Majestät, über deren Zweck vermuthlich im Unklaren, daran zu belassen für richtig befunden haben. An der entgegengesetzten Seite des Saales befindet sich der berühmte Globus, an welchem die Meere ausschließlich durch Smaragde, die verschiedenen Kontinente durch Diamanten, Rubinen, Amethyste u. markirt sind. Im Fond des Saales steht der Thronstuhl auf perlgeschliffnem Riesenteppich, darüber das Wappen Persiens, die — hier aus blühenden Juwelen gebildete — Sonne. Auf einem der Tische des nebenan befindlichen, mehr den Charakter eines Wohnzimmers tragenden kleineren Empfangssaales befindet sich ein großes, reich gebundenes Buch, eine Lieblingslektüre des Schah — ein Photographiealbum. Bilder französischer und englischer Tänzerinnen enthaltend; die überladen ornamentirten Wände sind mit zahlreichen, während Kasreddin's europäischer Tour angekauften Gemälden behängt.

Noch viel des Eigenartigen, Seltsamen und von orientalischem Luxus und Lebensweise Zeugnenden birgt dieser fürstliche Palaß, durch dessen Eingangsthor wir heute nur einen flüchtigen, über den vornehmsten Raum gleitenden Blick hineingeworfen haben.

Die Stadt Neuhaus in Böhmen.

(Bild S. 620.)

Neuhaus (Nova Domus), eine ansehnliche Stadt am flüßchen Nežarka, liegt fast im Winkel, wo die Grenzen von Böhmen, Mähren und Oesterreich zusammentreffen. Die Stadt ist sehr alt, besteht aus der Altstadt und zwei Vorstädten, zählt 663 Häuser und 9500 Einwohner. Unter den Gebäuden und Alterthümern dieser Stadt nimmt den ersten Platz das alte große Schloß (Burg) ein. Dasselbe wurde Anno 1190 gegründet von Heinrich von Kolenberg. Die Kolenberge gehörten zum ältesten Adel Böhmens, waren mächtig und reich; fast der ganze Süden Böhmens gehörte ihnen. Im Jahre 1773 brannte das Schloß ab und ist seit dieser Katastrophe größtentheils öde. Merkwürdig sind in demselben eine alte große Mühle, im Jahre 1556 gebaut, ein großes Brauhaus, 1589 gegründet, und der große runde Hungerturm. Links von diesem Thurm befindet sich die älteste Partie des Schlosses, die Schloßkapelle mit einem kleinen Thurm, rechts davon die alte Küche mit zahlreichen Kaminen. Ein Flügel, genannt Neuschloß, ist bis jetzt bewohnt. Hier findet man noch Spuren ehemaliger Pracht, die im Schloß einst herrschte. Hier ist der sogenannte goldene Saal, in welchem einst die Porträts sämtlicher böhmischen Herrscher hingen, welche durch obengenannten Brand vernichtet wurden. Weitere Alterthümlichkeiten des Schlosses sind: die große gotische Geistkapelle, erbaut im 15. Jahrhundert von Heinrich VII. von Neuhaus, die kleine Kapelle der „weißen Frau“, die alte Sankt Georgskapelle; im dritten Hofe ein Kunstbrunnen aus dem 16. Jahrhundert, dann ein bedeutendes, aber nicht geordnetes Archiv. Auch befinden sich daselbst einige bedeutende Malereien des berühmten Stretka. Im Schloßgarten ist ein schönes Rondell, 1592 gebaut vom italienischen Baumeister Valthazar Najo. 1447—1451 weihte hier Keneas Sylvius Piccolomini, nachmaliger Papst Pius II., und im Jahr 1467, als Georg von Podiebrad regierte, wurde hier ein Landtag gehalten.

Besondere Merkwürdigkeiten der Stadt sind: die große gotische Stadtkirche „Himmelfahrt Mariens“ mit einem hohen Thurm. Diese Kirche brannte 1804 ab und wurde als Aerialmagazin benützt. Seit 1811 ist sie wieder dem Gottesdienste gewidmet. Daselbst befinden sich einige herrliche Gemälde und Statuen. Unter dem Presbyterium ist die Gruft der altadeligen Befigter von Neuhaus, von Reinhard (gestorben 1449) bis Franz Joseph Czernin (gestorben 1780). Ferner die alte Kirche Sankt Johann d. E., Anno 1320 von Waldrich von Neuhaus gebaut, mit einem Kloster der Minoriten, welche von da nach Jglau übersiedelten, worauf das Kloster in ein Armenhaus für 24—28 Personen umgewandelt wurde. Hier ist die gotische Sankt Niklas-Kapelle, im Thurm hängt die sogenannte Silber- oder Türtenglode, 1498 in Kuttenberg gegossen; die Sankt Wenzelskirche, in welcher 1451 Johann Kapistrano predigte; das Franziskanerkloster Sankt Katharina, Anno 1478 gegründet; das Jesuitenkollegium, jetzt eine Kaserne; die Sankt Magdalenenkirche, 1595 gegründet, jetzt ärarisches Kostuummagazin; das Jesuitenkollegium, worin nun das Gymnasium sich befindet; auf dem herrlich arrangirten Kirchhofe ist die Sankt Trinitätskirche mit einer prächtigen Gruft einer alten Adelsfamilie; die Kreuzkapelle; bei der Brücke die Elisabethkirche, jetzt in eine Schmiede umgewandelt; dann die Judenschynagoge. Inmitten des Kirchplatzes findet man eine prächtige Statue der heiligen Dreifaltigkeit, das alte Rathhaus mit einem Zopfturme, die bürgerliche Schießstätte. Die Stadt hat ein Gymnasium, eine Sparkasse und andere Anstalten. Von den ehemaligen Stadthoren existirt nur noch das Pragerthor. Endlich sind daselbst Fabriken, eine Dampfmühle, ein Militärspital, ein Gerichts- und Gefangenenhaus; westlich von der Stadt, auf einer Anhöhe, ist die gotische Sankt Jakobskirche mit der Gruft der Grafen Czernin.

Im Tunnel.

Humoreske

von

Emil Peschka.

(Nachdruck verboten.)

Auf der Terrasse eines schön gelegenen Landhauses schritt seit einiger Zeit ein alter Herr ungeduldig auf und nieder. Bisweilen blieb er stehen, hob seine rechte Hand vor die Augen und sah in die im Sonnenuntergang erglühende Landschaft hinaus. Dann schüttelte er verwundert den Kopf, zog seine Taschenuhr, betrachtete sie nachdenklich und setzte endlich seinen Marsch wieder fort. Plötzlich blieb er stehen und lauschte. War das nicht das Rollen eines Wagens? Gewiß — da bog ja auch die Equipage schon aus dem kleinen Gehölz, das in der Nähe des Gutes lag, heraus, und ein an einen Sonnenschirm gebundenes, im Winde flatterndes Taschentuch bewies ihm, daß sein mit Sehnsucht erwartetes Töchterlein sich wirklich im Wagen befand. Der alte Herr — er war in jungen Jahren Knopfabrikant gewesen und lebte jetzt von seinen Renten — hätte das Mädchen gerne selbst abgeholt, aber der Arzt hatte ihm strengstens geboten, das Haus zu hüten. So mußte er noch eine Viertelstunde länger Geduld haben — denn so lange hatte der Wagen von dem Dorfe bis zum Landhaus zu fahren — und sich mit dem Gedanken tröstet, daß Helene in guter Gesellschaft reiste. Tante Aurelie, die ihm seit dem Tode der Frau die Haushaltung führte, war ja dem Mädchen herzlich zugethan und hatte mit nicht geringerer Sehnsucht als ihr Schwager den Tag erwartet, an dem Helene das Pensionat verlassen sollte. Herr Valder aber, der Hofmeister von Helenens Bruder, der den Damen als „männlicher Schutz“ diente, war ein Reisebegleiter, wie man ihn für ein siebenzehnjähriges Mädchen kaum besser wünschen konnte, ein Pedant der Pflichttreue, der es als ein Verbrechen angesehen hätte, sein Auge zu der Tochter seines Brodherrn zu erheben, ein Mensch mit einer goldenen Seele, der für das ihm Anvertraute sein Leben gelassen hätte, und zu all' dem noch — was vielleicht eine seiner besten Eigenschaften war — so edig und lintisch, daß ein junges Mädchen gewiß kein Gefallen an ihm fand. Helene war also gut aufgehoben und es fehlte ihr auch nicht an Unterhaltung, denn Tante Aurelie war eine gesprächige Dame und Herr Valder besaß mehr Konversationsgewandtheit, als man bei pedantischen Hofmeistern in der Regel findet. Am Bahnhofe aber wurde die Gesellschaft von Helenens Bruder, dem zehnjährigen Max, erwartet und das gab dann neue Freude, neue Anregung und neue Unterhaltung. Max, der in der Sagenwelt der alten Griechen sehr gut bewandert war, hatte auch versprochen, „ein weißes Segel aufzubissen“, wenn die Ankunft glücklich erfolgt war, und nun flatterte Maxens Taschentuch fröhlich in der Luft.

Wenige Minuten später lag Helene an des Vaters Brust. Es gab natürlich so viel zu erzählen, daß sie fast allein das Wort führte und wohl noch lange fortgeredet hätte, wäre nicht die Tante mit der Bemerkung dazwischen gefallen, es sei nun Zeit, auf das Zimmer zu gehen, sich vor Allem häuslich einzurichten und dann Toilette zum Abendessen zu machen. Herr Valder sah das auch als einen Wink für sich an und Max geleitete Helene nach ihrer Stube, so daß nun Aurelie mit dem Schwager allein war.

„Du kommst mir ungewöhnlich ernst vor,“ sagte dieser. „Ist etwas vorgefallen?“

„Allerdings ist etwas vorgefallen, etwas, das mich in eine Aufregung versetzt hat, die ich noch nicht überwinden kann.“

Der alte Herr sah sie mit gespannter Miene an und Tante Aurelie sagte nun in feierlichem Tone:

„Herr Valder und Helene haben einander geküßt.“

„Das ist nicht möglich, das ist —“

„Es ist einfach wahr. Aber bitte, beruhige Dich. Du weißt, daß Du Aufregungen vermeiden sollst. Ich hätte auch gern geschwiegen, aber in diesem Fall handelt es sich doch um viel zu wichtige Dinge.“

„Allerdings, — aber es ist ja gar nicht möglich!“

„So höre also. Ich hatte während der ganzen Tour nichts Verdächtiges bemerkt und auch nicht im entferntesten an Derartiges gedacht. Das entschuldigt mich, daß ich nicht vorsichtiger war und — wie ich zugeben muß — im Coupé ein halbes Stündchen schlief, auch — während wir in Würzschlag Mittagspause hielten — die jungen Leute längere Zeit allein ließ. Da muß sich nun etwas angeponnen haben, sonst hätte das nicht passieren können.“

„Ja, was ist denn eigentlich passiert? Sie werden sich doch nicht auf öffentlicher Straße geküßt haben?“

„Das nicht, aber — im Tunnel.“

„Im Tunnel?“

„Ja. In dem Tunnel zwischen Friedberg und Rosnau. Wir hatten schon die Hälfte des Weges passiert, da höre ich plötzlich den Schall eines Kusses. Ich mußte an mich halten, um nicht aufzuschreien, so empört war ich in diesem Augenblick. Es war, als ob mir Jemand einen Stich in's Herz gegeben hätte.“

Papa Bernthal schüttelte heftig den Kopf. „Es ist nicht möglich, es ist nicht möglich! War denn sonst Niemand im Coupé?“

„Außer uns war nur noch ein alter Herr da, auf den der Verdacht doch kaum fallen kann. Einmal wird es ein

Fremder kaum wagen, sich derartig zu vergessen, und dann ist es ja zweifellos, daß Helene geschrien hätte, wäre ihr von einer fremden Person ein Kuß gegeben worden.“

„Das ist wahr. Und dennoch! ... Hat man ihnen denn nichts angemerkt?“

„Gewiß hat man das. Valder sah mit einem furchtbar verlegenen Gesicht zum Fenster hinaus und Helene blickte mich forschend an. Als sie dann meinen strengen Blick gewahrte, erröthete sie. Auch der alte Herr hatte den Kuß gehört, denn er sah neugierig nach den jungen Leuten und lächelte dabei spöttisch.“

Herr Bernthal schritt unruhig im Zimmer auf und ab und schüttelte heftiger als je den Kopf. „Unglaublich!“ sagte er. „Einen Tag beisammen und schon so weit! Wer hätte das denken können! Dieser Valder, dieser ... Ich bitte Dich, Aurelie, einstweilen nichts über die Sache zu sprechen. Ich will sie heute und morgen beobachten und dann überlegen, was zu thun ist.“

Herr Bernthal stand noch in Gedanken versunken, auf der Terrasse, als Helene, fröhlich wie immer, in's Zimmer tänzelte, um den Papa zu suchen. Sie fand ihn nicht und rief laut: „Papa, Papa!“ Herr Bernthal machte ein paar Schritte nach der offenstehenden Thüre zu und als er das Mädchen erblickte, da schwand mit einem Mal der ganze Groll, der sich in seinem Herzen gesammelt hatte, und er breitete die Arme aus, sie zu umfassen. Helene zauderte nicht und flog an die Brust des Vaters. Dann aber beugte sie ihr dunkles Lockenköpfchen zurück und sah den Papa schelmisch an.

„Eigentlich habe ich Dich aufgesucht, um Dir eine Entschuldigung zu machen.“

Herr Bernthal ließ die Arme sinken und wich erschrocken zurück. Also hatte Tante Aurelie doch Recht! Und dieses Mädchen — sein Mädchen — hatte so wenig Schamgefühl, jetzt selbst vor ihn zu treten, ihm wahrscheinlich zu erklären, daß sie Herrn Valder liebe, daß sie ihn heirathen müsse und so weiter.

Helene bemerkte die Veränderung, die mit ihrem Vater vorging und fragte zärtlich: „Bist Du unwohl, Papa?“

Er winkte mit der Hand. „Nur ein momentaner Anfall. Was hast Du mir zu sagen?“

„Aber wirst Du es jetzt auch ertragen können?“

„O bitte, genire Dich nicht. Ich bin auf Alles gefaßt.“

„Was hast Du, Papa? Du bist so erregt, so gereizt. Ich weiß wirklich nicht, ob ich Dir sagen soll —“

„Sage nur Alles. Es ist besser so. Ich bin auch gefaßt auf Alles, abgestumpft gegen Alles.“

„Und doch wage ich jetzt nicht —“

„Dann befehle ich Dir!“

„Nun also —“

„Nun also?“

„Herr Valder und Tante Aurelie haben einander geküßt.“

Herr Bernthal blieb wie erstarrt stehen und dann begann er plötzlich laut zu lachen. „Das wird ja immer besser! Herr Valder — Tante Aurelie — ja, wo denn, wann — sie haben sich doch nicht in Deiner Gegenwart geküßt!“

„Gewiß, Papa!“ erwiderte Helene mit komischer Entzündung. „In meiner Gegenwart, im Tunnel.“

Herr Bernthal bekam einen neuen Lachanfall, aber Helene merkte wohl, daß es eigentlich kein richtiges, heiteres Lachen war, dem sich ihr Papa da überließ.

„Also im Tunnel? Und wie war die Geschichte eigentlich. Hast Du sonst etwas bemerkt?“

„Nein, ich hatte keine Ahnung, daß Beziehungen zwischen Herrn Valder und der Tante bestehen. Da führen wir in den Tunnel zwischen Friedberg und Rosnau ein. Ungefähr halbwegs höre ich plötzlich ganz deutlich den Schall eines Kusses. Du kannst Dir denken, was ich dabei empfand. Es war doch eigentlich ungehörig und sie hätten sich das aufsparen können, bis sie allein waren.“

„Hast Du Dich aber auch nicht getäuscht? War sonst Niemand im Coupé?“

„Nur ein alter Herr, — aber der sah in der andern Ecke.“

„Hätte er nicht zu Tante Aurelie kommen können?“

„Das wohl. Ja sah neben dem Fenster, neben mir sah Tante Aurelie, dann war ein leerer Platz und dann kam der alte Herr. Es wäre also immer möglich gewesen, daß er sich zur Tante herüberbeugte hätte, aber es ist doch ganz unwahrscheinlich.“

„Wo sah Herr Valder?“

„Uns gegenüber.“

„Und bemerktest Du etwas, als ihr wieder an's Licht kamt?“

„Gewiß. Herr Valder war furchtbar verlegen. Darauf warf ich einen Blick nach der Tante hin und diese bestrafte meine Neugierde durch einen so zornigen Blick, daß ich sofort wieder weg sah.“

„Und an dem alten Herrn bemerktest Du nichts?“

„Ich sah nicht hin, dachte auch gar nicht an ihn. Er fuhr den größten Theil des Tags mit uns, ohne daß wir nur ein Wort zusammen sprachen. Hätte er Tante Aurelie gekannt, dann war doch kein Grund, sich so gleichgültig zu zeigen. Hätte aber ein Fremder Tante Aurelie geküßt, sie hätte sicher Lärm gemacht.“

„Da hast Du Recht. Die Geschichte ist jedenfalls sehr merkwürdig; aber Tante Aurelie ist zu alt und zu geübt, als daß ich sie glauben sollte.“



Süßes Gedenken. Nach einem Gemälde von Rud. Schick.

Wir gingen durch den grünen Hag,  
Es war just am Johannistag,  
Still schritt er mir zur Seite.  
Mir war so seltsam froh und bang,  
Das Herzlein unterm Mieder sprang  
Wußt' nicht, was das bedeute.

Mir war's, als müßt' ich weinen schier  
Bei all' der bunten Lenzeszier,  
Und doch — ein ahnend Leben  
In tiefster Brust, so feierlich  
Als sollt' der Himmel öffnen sich  
Ob meinem jungen Leben.

Da nahm er lächelnd meine Hand,  
Sah mir in's Auge unverwandt  
Mit süß beredtem Schweigen,  
Bis plötzlich — kaum mir selbst bewußt —  
Ich zitternd lag an seiner Brust,  
Sein eigen, ganz sein eigen.

Und ist der Liebste jetzt auch weit,  
Nach dieser Stunde Seligkeit  
Kann uns doch nichts mehr scheiden.  
Ich weiß, er kehrt mir bald zurück  
Und mit ihm Friede, Lenz und Glück  
Und tausend neue Freuden.

Berman von Bequignolles.



Eine Stunde der Kabbal. Gemälde von V. Frajd. (S. 628.)

„Ich schwöre Dir, Papa, daß ich den Kuß deutlich gehört habe.“

„Das will ich Dir gern glauben; — vielleicht hast Du ihn auch gefühlt.“

Helene sah den Papa verwundert an und sagte: „Was meinst Du — was?“

„Das will ich Dir sagen. Komm' und setz' Dich hieher zu mir. Und nun sieh' mir in die Augen. So! Ich glaube nicht, daß Herr Balder Tante Aurelie geküßt hat. Das ist unmöglich. Höre mich ruhig an! Könnte die Geschichte nicht so passiert sein, daß Herr Balder Dich geküßt hat? Sei nur ruhig! Daß ihr euch durch den Schall vertiehet und nun auf ein Mittel sannst, um einer Entdeckung zuvorzukommen? Nur ganz ruhig! Und daß Herr Balder Dich verleitet, mir das zu erzählen, was Du mir erzählt hast?“

Jetzt hielt sich Helene nicht länger und sprang heftig weinend auf. „Das ist schändlich, Papa, daß Du so etwas von mir glauben kannst!“

Herr Wernthal war sehr ernst geworden. Er war ein einfacher, guter, edler Mensch, der für Alles Nachsicht hatte, nur für die Lüge nicht, und der Alles ertragen konnte, ausgenommen eine Verletzung seines Rechtsbewußtseins. Balder aber hatte gegen das Recht gehandelt und Helene hatte gelogen. Weiden hatte er vertraut, und was sie ihm angetan, schmerzte ihn um so tiefer. Nur mit aller Gewalt hielt er noch einen Ausbruch seines Zornes zurück, und um sich nicht am Ende doch hintreiben zu lassen, sagte er jetzt mit erzwingener Ruhe:

„Geh' jetzt und überlege Dir die Sache, Helene. Vielleicht hast Du mir morgen etwas Anderes zu sagen.“

Helene hatte noch eine Entgegnung auf den Lippen. Jetzt aber unterdrückte sie Alles trotzig und verließ heftig weinend das Zimmer.

Es war eine laue, mondheile Sommernacht. Nach dem Souper, dessen Unterhaltungskosten Max fast ganz allein bestritt, zogen sich Alle sofort auf ihre Zimmer zurück. Nur Balder schritt die Treppe zum Garten hinab und wandelte nun nachdenklich durch die Laubgänge dahin. Dabei war es ihm immer, als sähe er in dem hellen Mondschein eine zierliche Mädchengestalt vor sich und ein liebliches Gesicht mit zwei leuchtenden blauen Augen, die zu dem schwarzen Lockenkopfe einen anmuthigen Gegensatz bildeten. Wenn ihm dieses Gesicht so recht lebhaft und deutlich vor die Augen kam, dann seufzte er tief und presste seine Hand unwillkürlich an die schmerzende Brust. Es war ein schwerer Kampf, den er zu kämpfen hatte, und doch zweifelte er keinen Augenblick daran, wie die Entscheidung fallen mußte. Aber was war das? War auch das eine Täuschung seiner Sinne? Nein, gewiß nicht, — das war ihre Stimme. Und jetzt sah er auch die Gestalt Helenens am Fenster und er hörte deutlich, wie sie ihm zurief: „Herr Balder, ich muß Sie sprechen.“

„Bedenken Sie, Fräulein!“ entgegnete er leise.

„Ich habe Alles bedacht. Ich wollte Sie morgen erst sprechen, aber ich halte es nicht aus, ich finde keine Ruhe. Bitte, Herr Balder, setzen Sie sich hier auf die Bank. Ich komme gleich.“

Balder folgte leuchtend der Einladung und eine Minute später sah Helene neben ihm.

„Es ist eine ernste Sache, die mich diesen Schritt thun läßt,“ begann Helene in feierlichem Tone. „Schwören Sie mir, Herr Balder, daß Sie alle meine Fragen der Wahrheit gemäß beantworten werden.“

„Ich schwöre es.“

„Gut. Dann, Herr Balder, geben Sie zu, daß Sie heute im Coupé, während wir durch den Tunnel fahren, Tante Aurelie geküßt haben?“

Balder sprang auf. „Was fällt Ihnen ein, Fräulein?“

„So haben Sie den Kuß nicht gehört?“ fragte Helene streng.

„Gewiß habe ich ihn gehört.“

„Was haben Sie sich dann dabei gedacht?“

„Ich wurde nicht recht klug daraus. Ich dachte — bitte, entschuldigen Sie mich — einen Augenblick an den alten Herrn. Aber der Verdacht war doch zu unschön. Nein, die Sache ließ sich ja viel natürlicher erklären. Warum soll eine Nichte ihre Tante nicht küssen? Ich dachte mir gar nichts Anderes mehr, als daß Sie mit Ihrer Tante einen kleinen Scherz machten. Auf Ehre — das war das Resultat meines Nachdenkens und damit war die Sache für mich abgethan.“

„Und wenn nun das Alles nur eine Ausrede wäre? Wenn Sie mich damit beschwichtigen wollten? ... Nein, das ist ja ganz unmöglich, aus dem einfachen Grunde, weil es nicht so ist. Ich habe Tante Aurelie nicht geküßt, — sehen Sie mich nur an, Herr Balder, Sie waren es!“

„Fräulein, ich habe Ihnen geschworen —“

„Dann haben Sie falsch geschworen,“ sagte sie erregt und sah ihn zürnend an. Dabei bemerkte sie das schmerzliche Zucken seines Gesichts, den wehmüthigen Blick seiner Augen. Und mitleidig, wie sie war, sagte sie seine Hand. „Herr Balder — verzeihen Sie — aber ich muß der Wahrheit auf den Grund kommen ...“ Er sah, daß sie weinte ... „Ich muß, ich muß ...“

Es war eine gefährliche Situation für Balder. Die weiche, warme Hand in der seinen, das liebe Gesicht mit seiner vom Mondlicht noch verklärten Schönheit vor ihm, die großen blauen Augen durch Thränen schimmernd ...

„Fräulein,“ sagte er und seine Stimme wurde weich wie die ihre, „es ist ja unmöglich, daß ich die Tante ...“

Er drückte ihre Hand festig und schwieg. Plötzlich aber war es ihm, als überfiele ihn der Wahnsinn und er ließ sich fortstreifen von diesem heißen, nach dem Kopf strömenden Blut. „Wenn ich mich hätte vergehen wollen, Helene, dann“ — er presste ihre Hand an sein Herz — „dann hätte ich Sie geküßt!“

Sie entriß ihm ihre Hand und trat ein paar Schritte zurück. „Herr Balder!“ sagte sie tief aufathmend. Und dann fuhr sie mit erzwingener Ruhe fort: „Ich danke Ihnen, ich weiß nun genug ...“ Ein Knix und sie war hinter den Büschen verschwunden.

Zu gleicher Zeit bewegten sich die Vorhänge an einem Fenster des ersten Stockwerks und Herr Wernthal und Tante Aurelie traten aus der Nische hervor.

„Es ist kein Zweifel,“ sagte Herr Wernthal mit zitternder Stimme. „Sie kennen sich einen Tag lang, küssen sich im Coupé und geben sich ein nächtliches Rendezvous ... Und das ist mein Kind! ... Gute Nacht, Tante ... Ich werde morgen handeln ... Adieu!“

Am andern Morgen ließ Herr Wernthal Balder rufen und kündigte ihm an, daß er entlassen sei. Er sprach kein Wort von dem Kusse im Tunnel und hielt sich an das nächtliche Rendezvous. Balder konnte es nicht ableugnen, und wenn er sich auch sagte, daß Herr Wernthal mit seinen Vermuthungen im Unrecht, so geschah seiner Person nur Recht. Er hatte sich von der Leidenschaft übermannen, zu einer Erklärung hinreißend lassen, die ein Vergehen war, ja ein Verbrechen. Das Vertrauen, das man ihm schenkte, hatte er mißbraucht und er verdiente seine Strafe. So nahm er die Reden Herrn Wernthal's denn auch mit einer Zerknirschtheit entgegen, die diesen von Neuem in seiner Meinung bestärkte. Nur Eines gab er nicht zu: daß auch Helene eine Schuld treffe. Sie hatte ihm kein Stelldichein gewährt, sie ging im Garten spazieren, er traf sie und bewog sie, mit ihm zu plaudern. „Ein Geplauder, das übrigens ganz harmlos war,“ schloß er seine Erklärung.

Herr Wernthal lächelte bitter. „Der Kuß im Tunnel war also nicht Gegenstand Ihres Gespräches?“

Balder wurde blutroth und fand kein Wort der Entgegnung.

„Ich bitte Sie jetzt, mich zu verlassen. — Bitte, kein Wort mehr. Die Sache soll nun ruhen, meinen Entschluß kennen Sie.“

Balder zog sich mit einer Verbeugung zurück, öffnete die Thüre und eilte hinaus. Im Korridor hätte er bald einen Fremden niedergefallen, der ihm entgegenkam und ihm nun einen Augenblick mit einer höchst erstaunten Miene nachblickte. Es war ein kleiner, rücker Herr mit einem jovialen Gesichte, hinter dessen goldener Brille ein Paar kleiner, grauer Auglein lustig hervorblitzte. Er trug einen grauen Anzug, einen grauen Schnurrbart und einen grauen Filzhut. Auf dem Rücken hatte er einen mächtigen Tornister, in der Hand einen mächtigen Regenschirm. Nachdem er sich von seiner Verwunderung erholt hatte, schritt er weiter, klopfte an und öffnete, als er das „Herein!“ des Hausherrn hörte. In der geöffneten Thüre aber blieb er stehen, breitete seine Arme aus und rief: „Komm' an mein Herz, alter Schwede!“

Herr Wernthal war offenbar auf diesen Besuch nicht gefaßt, denn statt der Aufforderung zu folgen, blieb er stehen und starrte den Gast an, als ob er ein Geistes vor sich sähe.

Der alte Herr schwenkte seinen Filzhut in der rechten Hand und schaltete den Regenschirm mit der linken. „Habe die Ehre, mich vorzustellen — Kajetan Komstorfer, Magistratssekretär in Pension, Mitglied des Wiener Männergesangsvereins, Komponist der komischen Oper 'Tschindadra' oder 'Der verwunschene Fiedelbogen', Solotrommler des Orchesters und Bassbasso zu wohltätigen Zwecken.“

Herr Wernthal lachte laut und trat auf den Ankömmling zu. „Du hast mich wirklich überrascht; — sei herzlichst gegrüßt und habe die Güte, Dir's bequem zu machen. Ich werde inzwischen —“

„Ich danke Dir, Freundchen. Aber jetzt geht mir noch etwas über den Durst. Mich beißt das Gewissen.“

„Was hast Du denn auf dem Herzen?“

„Wer war denn der Hirtelbusch, der da gerade aus dem Zimmer rannte?“

„Der Hofmeister meines Sohnes.“

„Herr Gott, da hast Du die Bescherung. Opera seria in zwei Aufzügen und einem Abzug. Du hast ihn gewiß davengejagt.“

„Wie so — Du weißt?“

„Ich weiß nur, daß wir nichts wissen können, aber ich errathe es. Wozu bin ich denn Vereinskomiker, wäre mir die schreckliche Geschichte nicht sofort klar geworden! Sie war Deine Tochter und er —“

„O Uebermaß des Schme—her—jes —  
Tsalala!“

Das habe ich mir freilich nicht träumen lassen.“

„So warst Du am Ende der alte Herr, der mit im Coupé fuhr?“

„Mitgefahren bin ich; ob ich das Epitheton ‚alt‘ verdiene, sei Deinem gütigen Ermessen anheim gegeben.“

„Du hast also auch den Kuß gehört?“

„Na und ob!“ Herr Kajetan Komstorfer bekam einen Lachkrampf und Herr Wernthal sah ihn kopfschüttelnd an.

„Verzeihst Du mir?“ sagte er nach einer Weile.

„Ja was denn?“

„Alles.“

„Nun gut — Alles. Aber laß mich nicht länger im Unklaren.“

„Dann erlaube, daß ich Dir vor Allem die Situation schildere. Also — im Männergesangsvereinstyl, wenn's Dir recht ist.“

Herr Kajetan Komstorfer dachte eine Weile schmunzelnd nach, machte dann Taktbewegungen mit der rechten Hand und begann endlich zu singen:

„Auf der Eisenbahn  
Spielt der Roman.  
Coupé charmant  
Sitzt ein Bedant,  
Und gar nicht weit  
Von ihm 'ne Maid.  
Auf der Eisenbahn  
Gar schnell liebt man,  
Doch der Bedant  
Wird nicht galant  
Und rückt recht weit  
Nur von der Maid.  
Spricht gar gelehrt,  
Die Maid, die hört  
Ihn gähmend an —  
Auf der Eisenbahn  
Spielt der Roman.  
Ein alter Herr,  
Den ärgert sehr  
Der Holzpedant,  
Und schnell die Hand  
Im Tunnel preßt  
Auf den Mund er fest.  
Der Schmah, der Schmah —“

„Nur keinen Aerger, Freund; in diesen heil'gen Hallen kennt man die Rache nicht! Denke Dich nur recht in die Situation hinein und Du wirst begreifen, daß ich nicht widerstehen konnte. Ich drückte also einen kräftigen Schmah auf meine Hand und habe mich lang nicht so gaudirt, wie dann, als ich die verlegenen Gesichter sah. Ich hatte natürlich keine Ahnung, daß Deine Familie ...“

„Du hast mich da in eine schöne Situation gebracht!“ sagte Herr Wernthal, der trotz seines Aerger's lachen mußte.

„Gar nicht, Freundchen, gar nicht. Ist es denn nicht besser so, als wenn's Ernst gewesen wäre?“

„Wenn Du nur früher gekommen wärest!“

„Ich wollte Dir nicht in der Nacht in's Haus fallen und bin lieber heute früh per pedes apostolorum da herauf gewandert.“

„O wie schön ist der Morgen,  
O wie schön ...  
Tsalala!“

Nun mußt Du halt Alles wieder gut machen.“

„Ja, und das soll sogleich geschehen.“

Damit endet die Geschichte. Balder hat sie mir erzählt, als ich ihn fragte, wie er eigentlich zu seiner Frau kam, und er versicherte mir, daß er nie den Muth gehabt hätte, um Helene zu werden, wäre ihm nicht Herr Kajetan Komstorfer zu Hilfe gekommen. Auch wäre Herrn Wernthal's Herz ohne die Tunnelgeschichte kaum so weich gewesen und wahrscheinlich wäre ohne jenen Kuß auch Helene nicht auf den vernünftigen Gedanken gekommen, den steifen „Holzpedanten“ ein klein wenig zu lieben. Die Geschichte aber zeigt, daß ein Kuß selbst unter so mißlichen Umständen noch immer eine gute Sache ist.

## Schlagende Wetter in Bergwerken.

Von

Dr. Hugo Krüß.

(Nachdruck verboten.)

Des Menschen Wohnsitz ist die feste Oberfläche der Erde, auf ihr findet er die günstigsten Bedingungen für sein Dasein. Verläßt er sie, so muß er häufig sein Leben wagen im Kampfe mit den Elementen, mit den Kräften der Natur, oft wird er ihnen unterliegen.

Der Schiffer fährt hinaus über das weite Meer, die Schätze fremder Welttheile einzuholen, stolz gleitet das prächtige neue Schiff, von trefflich gekullter Mannschaft geleitet, aus dem schützenden Hafen; wenn aber der Sturm die Wogen haushoch aufwühlt und das Schiff, in allen Fugen stöhnend und krachend, einer Ruy'schale gleich, im Weltmeer schwimmt, da ist des Menschen Macht nur Ohnmacht und wehrlos ist er der Gewalt der aufgeregten Luft- und Wasserflächen preisgegeben.

Der Bergmann steigt hinab unter die Oberfläche der Erde, um ihrem Innern die Schätze zu entreißen, die es birgt. Mit größter Vorsicht wird zu Werke gegangen, alle Erfahrungen der Wissenschaft und Praxis werden benützt bei der Einrichtung des Bergwerkes, aber mit furchtbaren Waffen verteidigen die Berggeister ihre Schatzkammer; stürzende Felsen, giftige Gase und feurige Lüfte zerstören das Leben so manchen treuen Arbeiters.

Wie selten denkt der Mensch bei dem täglichen Genuße der Früchte anderer Erdtheile an die vielen Opfer von Menschenleben, die notwendig waren, ihm solchen Genuß zu verschaffen, und selten fällt es ihm ein, wenn seinem Ofen im Winter behagliche Wärme entströmt oder das brennende Leuchtgas kein Zimmer erhellt, daß bei der Gewinnung der nützlichen Steinkohle schon an hunderttausend Menschenleben zu Grunde gingen. Erst gewaltige Unglücksfälle lenken die Gedanken des Alltagsmenschen auf diese Verhältnisse, und so sind es in letzter Zeit die schnell auf einander gefolgten Katastrophen im Campdenhillschacht, zu Groß-Karwin und im Bettinashacht, welche die Explosionen in den Bergwerken zur Tagesfrage gemacht haben.

Schlagwetterexplosionen sollen in den genannten drei Fällen die Ursache gewesen sein, daß zusammen an 400 beim Steinkohlen-

bergbau beschäftigte Arbeiter das Leben verloren. Die Ursachen derartiger Explosionen sind bei Weitem noch nicht vollständig aufgeklärt, aber in allen europäischen Ländern, in welchen Bergbau getrieben wird, bestehen besondere Wetterkommissionen, deren Untersuchungen das Beste über die Erscheinungen dieser Naturerscheinungen und über die Bekämpfung derselben erhoffen lassen, wenn auch erst nach längerem Zeitraum.

Die Bildung der schlagenden Wetter hängt auf das Innigste mit den Umwandlungsprozessen zusammen, welche in der Kohle vor sich gehen oder vielmehr zur Bildung der Kohle beitragen. Die Kohlen entstanden bekanntlich aus Pflanzen; die untergegangenen Wälder der Vorzeit sind die großen Kerkvoirs, aus welchen wir unsern Kohlenbedarf noch einige Jahrhunderte hindurch entnehmen können. Die Holzfaser besteht nur zur Hälfte aus Kohlenstoff, während die andere Hälfte zum größten Theil durch Sauerstoff, zum ganz geringen durch Wasserstoff gebildet wird. Bleibt sie der frischen Luft ausgesetzt, so zerlegt sie sich allmählig vollständig, indem sie noch den Sauerstoff der atmosphärischen Luft benützt, in kohlenhaltige Gase und in Wasser. Bei Abbruch von der frischen Luft aber findet ein etwas anderer Vorgang statt. In solcher Lage befinden sich die Wälder, aus denen nun die Steinkohle geworden ist, sie waren durch Wasser, Sand, Gestein bedeckt und es konnte nur eine ganz allmähliche Umkehrung unter den einzelnen Bestandtheilen der Holzfaser, unter dem Kohlenstoff, dem Sauerstoff und dem Wasserstoff, stattfinden. So lange Vorrath an den beiden letztgenannten Gasen vorhanden war, bildeten sich Verbindungen zwischen ihnen und dem Kohlenstoff, und als dieser Prozeß beendet war, war von dem Kohlenstoff selbst ein Theil verbraucht, das meiste aber als feste schwarze Steinkohle vorhanden. Neben der Steinkohle müssen sich also im Innern der Erde die Produkte der angezeigten Verbindungen finden, nämlich Wasser (Wasserstoff und Sauerstoff), Kohlenäure und Kohlenoxyd (Kohlenstoff und Sauerstoff) und das sogenannte Sumpfgas oder Grubengas (Kohlenstoff und Wasserstoff).

Wird nun ein Kohlenbergwerk in Angriff genommen, die Erdschichten und Steinmassen zum Theil hinweggeräumt, welche die Kohlen bedecken, werden Schächte und Gänge gehauen in die schwarzen Kohlenmassen, so suchen die bisher eingeschlossenen Gase einen Ausweg in die freie Luft, in reichlichen Mengen strömen sie aus und gefährden die mit diesen Arbeiten beschäftigten Arbeiter. Die schädliche Wirkung der auftretenden Gase, also im Wesentlichen der Kohlenäure und des Sumpfgases, ist eine verschiedene.

Die Kohlenäure ist ein irrespirables Gas, in welchem keine Flamme brennt, in welchem kein Geschöpf athmen kann. Der Bergmann belegt dieses Gas deshalb mit dem Namen Stickwetter (oder Schwaden).

Das Gruben- oder Sumpfgas hindert, wenn es in kleinen Mengen der Luft beigemischt ist, nicht am Athmen, enthält die Luft jedoch einige Procente von demselben, so wird sie brennbar, bei höherem Gehalte entsteht ein höchst explosibles Gemisch und wegen dieser Eigenschaft wird das Sumpfgas von den Bergleuten mit dem Namen Schlagwetter belegt. Im Allgemeinen sind feuchte Gruben mehr geeignet zur Bildung des Sumpfgases als trockene.

Es ist aber nicht das Auftreten der schädlichen Gase in der eben geschilderten Art, welches der Bergmann sehr zu fürchten hat, da es ja nicht unvorhergesehen und unermutet erfolgt, so daß man sich nicht dagegen schützen könnte. Jedoch wird die Kohle durch und bei diesen Aufschließungsarbeiten nicht bis in tiefere Schichten entgast, diese Entgastung findet nur statt, so lange Boren und Spalten vorhanden sind, aus denen das Gas entweichen kann. Große Mengen von Gasen sind aber noch immer angehäuft in den Hohlräumen, welche durch Gestein oder die Kohlen selbst gebildet werden. Das Gas steht hier meist unter einem hohen Drucke und sucht sich dann gewaltthätig seinen Ausweg; im Innern des Berges hört der Arbeiter ein Prasseln und Krachen, welches erst ein Ende nimmt, wenn ein Ausbruch gewaltthätig erfolgt ist oder den Gasen der Weg in's Freie, sei es durch zu diesem Zwecke gemachte Bohrungen oder durch den Gang der Bergwerksarbeit selbst, künstlich gebahnt wird. Das Gas entweicht dann häufig mit großer Gewalt seinem bisherigen Gefängnis, zuweilen müssen sich tolosale Gasmassen dort angesammelt haben, so gibt es im Saarrevier eine solche Gasquelle, einen sogenannten „Bläser“, welcher bereits seit 50 Jahren vorhanden ist. Zuweilen verwendet man auch diese Bläser sehr nützlich zur Beleuchtung.

Am gefährlichsten sind jedenfalls die unvermutheten Gasausbrüche, durch welche einerseits das Leben der Arbeiter durch den Zusammensturz der Gewölbe gefährdet werden kann, andererseits durch die Möglichkeit einer Explosion. Kommt das mit Luft gemischte Sumpfgas mit einer offenen Flamme in Berührung, so entzündet es sich unter lebhaften Explosionsercheinungen. Aus dem Sumpfgase, welches, wie bereits angeführt, aus Kohlenstoff und Wasserstoff besteht, bildet sich nun Kohlenäure und Wasser. Bei der schnellen Verbrennung entsteht eine große Wärmemenge, durch welche die Luft bis auf ihr siedendes Volumen ausgedehnt wird, so daß sie einen tolosalen Druck ausübt, welcher das vom Feuer begonnene Zerstückwerk fortreißt, während die durch die Verbrennung entstandene unathembare Kohlenäure es vollendet. Aus diesem Grunde sind die Explosionen schlagender Wetter so äußerst gefährlich und die von denselben betroffenen Arbeiter meist unrettbar verloren.

Es ist aber in den Steinkohlenbergwerken noch ein den Bergmann bedrohender Faktor vorhanden, dessen vollständige Würdigung erst in letzter Zeit eingetreten ist, das ist der fein vertheilte Kohlenstaub. Es ist auffallend, daß die Gruben zu Karwin, der Campshausen- und Bettinashacht, die drei letzten Stätten folgenreicher Schlagwetterexplosionen, sehr trocken und bisher fast ganz frei von Schlagwettern waren. Aber gerade in Folge dieser Trockenheit ist der Kohlenstaub sehr reichlich und sehr fein vertheilt in der Grubenluft vorhanden, er bringt dadurch die Gefahr einer Explosion mit sich, wie man solche in Mühlen in Folge des fein vertheilten Mehlsaubes beobachtet hat. Die Untersuchung scheint bewiesen zu haben, daß bei den angeführten drei Unglücksfällen Kohlenstaubexplosionen als die Ursache zu bezeichnen sind. Wird der Kohlenstaub unvorsichtigerweise entzündet, so bilden sich erst aus der Kohle die Gase und aus ihrer Verbindung mit der Luft entstehen die explosiblen Gemische, der feine Kohlenstaub verbreitet dann die Explosion mit rasender Geschwindigkeit über weite Gebiete, hiedurch werden die Kohlenstaubexplosionen bedeutend unheilbringender als die meist auf viel enger begrenzte Gebiete beschränkten Schlagwetterexplosionen. Der Kohlenstaub wird in diesem Falle nicht vollständig zerlegt, ein Theil lagert sich als schwarze Rußkruste ab, die man überall gefunden hat, wo derartige Explosionen stattgefunden hatten. Sodann scheint sich hier auch

in größeren Mengen das äußerst giftige Kohlenoxyd zu bilden; so liest man in den Berichten über das Unglück im Campshausenshacht, daß erst nach Stunden mit den Rettungsarbeiten begonnen werden konnte, da die Grube stark mit giftigen Gasen angefüllt war.

Keiner unserer verehrten Leser wird sich nun der Frage erwehren können, ob der Geist des Menschen denn keine Mittel und Wege zu finden gewußt hat, die Gefahren, welche dem Bergmann drohen, zu beseitigen oder wenigstens in hohem Grade zu beschränken. Gewiß werden schon von obrigkeitlicher Seite alle Vorsichtsmaßregeln getroffen und angeordnet, welche man nach dem jetzigen Stand unseiner Kenntniß der hier in Betracht kommenden Verhältnisse erdenken kann, aber leider werden diese Vorsichtsmaßregeln allzu häufig übertreten. Der stete Umgang mit der Gefahr stumpft das Bewußtsein derselben ab, ja die regierungsgemachten Erhebungen zeigen, daß in Preußen Explosionen mit tödlichem Ausgange in mehr als der Hälfte aller Fälle durch Verhuldungen der bei dem Bergbau beschäftigten Arbeiter und Beamten verursacht worden sind.

Die giftigen, brennbaren und explosiblen Gase werden immer in Kohlenbergwerken vorhanden sein und sich allmählig oder gewaltthätig einen Ausweg suchen. Da gilt es vor Allem, durch reichliche Zuführung von frischer Luft sie so zu verdünnen, daß sie ihre Schädlichkeit verlieren. So ist auf dem vortrefflich eingerichteten Campshausenshacht ein Ventilator aufgestellt, welcher in jeder Minute 2000 Kubikmeter Luft durch die Grube jagt und die Schlagwetter so verdünnt, daß jede Explosionsgefahr durch dieselben ausgeschlossen ist, ein Beweis, daß man es hier nicht mit einer Schlagwetter-, sondern mit einer Kohlenstaubexplosion zu thun hatte.

Die Hauptfrage einer Grubenverwaltung muß jedoch sein, eine Entzündung der schlagenden Wetter oder des Kohlenstaubes zu verhindern. Offene Grubenlichter, an denen eine solche Entzündung eintreten kann, sind also unter allen Umständen zu vermeiden und statt dessen Sicherheitslampen anzuwenden.

Eine solche Sicherheitslampe wurde bekanntlich zuerst von Davy konstruirt. Dieselbe ist eine einfache Oellampe, deren Flamme von einem feinen Drahtnetz umgeben ist. Wenn ein solches Drahtnetz mindestens 50 bis 60 Maschen auf den Quadratzentimeter hat, so entzieht es den Flammengasen so viel Wärme, daß sie bis unter ihre Entzündungstemperatur abgekühlt werden. Das in das Innere der Lampe eintretende Grubengas entzündet sich wohl an der Flamme und brennt mit bläulicher Schein, aber die Verbrennung pflanzt sich nicht nach außen fort. Die wichtigste Verbindung, daß eine solche Lampe in der That eine Sicherheitslampe bildet, ist aber die, daß sie vollständig unbeschädigt in ihrem Drahtnetz ist.

Zuweilen verlißt jedoch eine Lampe und wird dann behufs des Wiederanzündens geöffnet. Um ein Oeffnen ganz zu vermeiden, hat man vorgeschlagen, die Zündung auf elektrischem Wege zu bewerkstelligen. Einer der Arbeiter trägt eine kräftige Elektrizitätsquelle mit sich und der von außen der Lampe hinzuzuführende elektrische Strom bringt einen über dem Lampendochte befindlichen feinen Platindrath in lebhaftes Glühen, wodurch sich das Oel des Dochtes entzündet.

Es liegt auch sehr nahe, anstatt der Oellampen den Gebrauch elektrischer Glühlampen vorzuschlagen, bei welchen der glühende Kohlenfaden in eine Glasglocke luftdicht eingeschlossen ist, so daß eine Gefahr der Entzündung des Grubengases vollständig beseitigt ist. Ein großes Hinderniß zur Durchführung dieses Gedankens ist jedoch die Schwierigkeit, welche in der Zuführung des elektrischen Stromes zur Lampe liegt. Derselbe muß entweder von außen durch eine lange Leitung hergeleitet werden, oder der Arbeiter muß selbst die Stromquelle mit sich tragen, dieselbe hindert ihn durch ihr Gewicht bei seiner Arbeit und der Vorrath an Elektrizität erschöpft sich in kurzer Zeit.

Ein nicht unerheblicher Theil der Explosionen in Steinkohlenbergwerken wird durch den Feuerstrahl der Sprengschüsse veranlaßt. In das in das Gestein gebohrte Loch wird die Pulverpatrone gebracht und nun das Bohrloch nach außen durch den „Besatz“ (Lehm u.) möglichst fest verschlossen. Die Entzündung der Patrone geschieht zuweilen noch durch eine von außen nach innen gehende Zündschnur, sie sollte eigentlich stets auf elektrischem Wege bewirkt werden. Häufig ist bei diesen Sprengschüssen der Besatz nicht gut, er fliegt heraus, und der Feuerstrahl des explodirenden Pulvers schlägt nach außen. Man hat nun bereits mehrfach versucht, das Sprengpulver durch Dynamit zu ersetzen, welcher bekanntlich ohne Flammentwicklung explodirt. Jedoch war die Wirkung des Dynamits auf die Kohlenmassen eine zu brisante, zu zermalmende, so daß viele kleine Stöße und Pulver entstanden, anstatt der gewünschten größeren Kohlenstücke, es läßt sich aber erwarten, daß man mit der Zeit auch ein Dynamit herstellen wird, welches den Zwecken des Steinkohlenbergbaues besser entspricht.

Neben allen Verbesserungen, welche Wissenschaft und Technik zur Sicherung des Bergwerbetriebes einführen können, wird jedoch die größte Vorsicht und Aufmerksamkeit der beim Bergbau selbst Beschäftigten zur Vermeidung von Unglücksfällen das Meiste beitragen können.

Aber wohl kaum jemals wird des Menschen Geist, so herrlich er sich auch zeigt, vollständig Herr werden über die Titanenmacht der Natur, die ihm im Kleinen wie im Großen seine Abhängigkeit von dem Schöpfer aller Dinge vor Augen führt. Und wie der Schiffsführer kein Volk zur Predigt um sich verlammt, so vereinigen sich die Knappen zum Gebet, bevor sie in den dunklen Schooß der Erde einfahren, und stellen sich unter den Schutz Dessen, der die Welt regiert, weil Menschenkraft und Menschenwitz allein ohnmächtig sind im Kampfe mit den Elementen der Natur.

Denkverse.

Wahre Liebe und echte Schmerzen  
 Verschließen sich beide still im Herzen.  
 \*  
 Soll frühlich Alter frohe Jugend lohnen,  
 So muß du Zähne und Gewissen schonen.  
 \*  
 Im Schmerz sind Alle gleich geboren,  
 Freude scheidet Kluge und Thoren.

Auf Capri.

Novelle

von

Rouard Telmann.

(Schluß.)

Da begab sich's, daß Don Peppino, als er an einem Sonntagnachmittag einsam in seinem Nebengang umher-schlenderte und seine kurze Peise dabei rauchte, ein kleines schwarzlockiges Mädchen antraf, das dort am Boden kauerte und mit etlichen Citronen spielte, die von den benachbarten Bäumen herabgefallen sein mochten. Sie lachte ihn harmlos und freundlich an, als er verwundert näher trat, und ihre weißen Zähne blühten zwischen den kirschrothen Lippen.

Don Peppino's Brauen hatten sich anfänglich finster gerunzelt, als er das fremde Kind in seinem Garten erblickte, aber als er ihr in's lockernumhüllte Gesichtchen schaute, da schwand sein Groll plötzlich, und es war etwas in den dunklen Augen des Mädchens, das ihn, wie etwas Bekanntes, grüßte und sein Herz zur Milde stimmte.

„Wo kommst Du her, Kind?“ fragte er, dicht vor ihr stehen bleibend.

„Da, durch die Mauer bin ich gekrochen,“ gab sie lachend zur Antwort und deutete auf eine schadhafte Stelle, in der das Gestein losgebrockelt war und eine Oeffnung frei ließ, durch welche die Kleine schon schlüpfen konnte, „hier ist's viel schöner als drüben. Hier sind Feigen am Baum.“

Sie griff mit den beiden kleinen Händen nach einem Feigenbaum hinauf, der seine reifen bläulichen Früchte von den niedrigen Ästen bis fast zu ihr herabreichte.

„Wie heißt Du denn?“ fragte Don Peppino seltsam bewegt.

„Peppina!“

Er zuckte leicht zusammen.

„Und wer er? Wie heißen Deine Eltern?“

„Meine Mama heißt Teresina. Weißt Du das nicht? Wir wohnen da drüben, und Großmutter ist auch bei uns. Wenn Du mitkommen willst, will ich Dir unser Haus zeigen. Aber erst mußt Du mir eine Feige geben.“

Er pflückte ihr eine Handvoll von den süßen Früchten, deren Haut schon vor Reife gebrüht war, und warf sie ihr in den Schooß. Sie fing sie jubelnd auf.

„Nun komm' dort auf die Bank,“ sagte sie, „da wollen wir zusammen davon essen.“

Sie stand auf, gab ihm zutraulich ihre eine Hand, während sie mit der andern ihr Kleid zusammenhielt, in dem sie die Früchte trug, und so gingen sie bis an die Steinbänke neben der Mauer, von der das alte, verwachsene Christusbild herabblühte. Es war der gleiche Platz, an dem Don Peppino damals das Zwiegespräch zwischen Cosimo und Teresina belauscht hatte, der gleiche, an dem er dem Verräther eine so fürchterliche Rache geschworen, da Don Vittorio's „neapolitanische Erbsünde“ ihn gepackt hielt; und nun sah er hier mit Cosimo's und Teresina's schwarzlockigem Töchterchen, das so ganz ihrer Mutter Ebenbild war, und brach ihr die blauen Feigen auseinander, um sie ihr in den Mund zu stecken, und so still und friedlich war es um ihn her, so eigenartig warm und weich ward es ihm um's Herz.

„Warum ist Du nicht?“ fragte ihn die kleine Peppina, „die Feigen sind gut.“

Und Don Peppino ah.

„Weiß Deine Mutter, daß Du hier bist?“ fragte er nach einer Weile.

Die Kleine schüttelte ihren Lockenkopf.

„Mama und Papa sind nach Anacapri hinauf, und Großmama ist eingeschlafen; o, sie schläft so viel, Großmama.“

„Und wirst Du auch wieder kommen, Peppina?“

„Wenn Du willst, alle Tage.“

„Du darfst dann aber auch zu mir in's Haus kommen oder drüben in den Olivengarten, wo ich gerade immer bin; ja, willst Du?“

„Natürlich will ich. Und Du brichst mir immer so gute, süße Feigen ab, nicht wahr?“

„Ja, oder Orangen oder Weintrauben, was gerade reif ist.“

Die Kleine klatschte in die Hände.

„Nun, das ist schön, das ist schön! Aber der Mama darf ich doch auch etwas mitbringen? Die Mama hab' ich so lieb, so lieb — Dich aber auch. Wie heißt Du eigentlich?“

„Sie nennen mich Don Peppino!“

Die Kleine lachte hell auf.

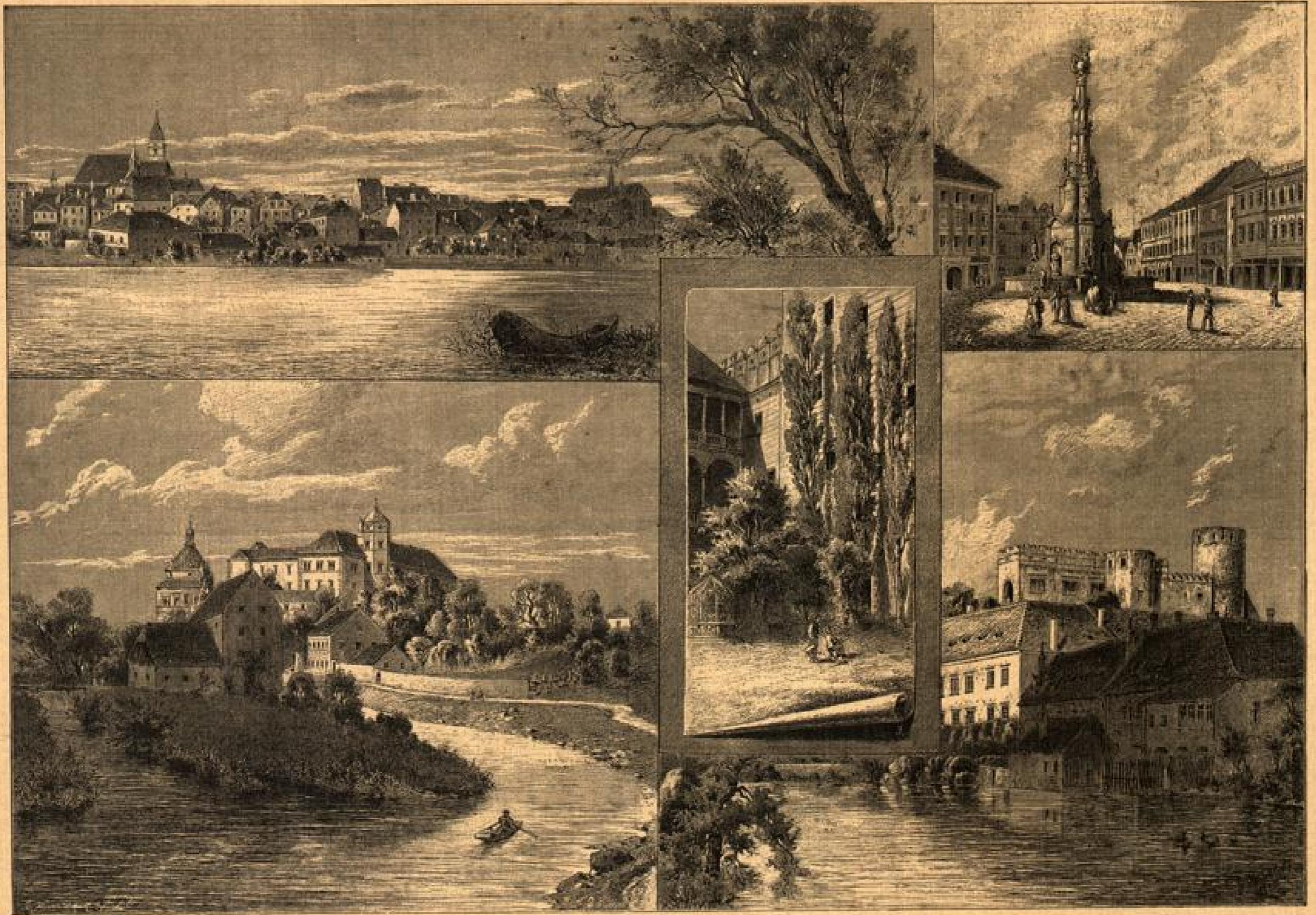
„Dann haben wir ja Beide den gleichen Namen! Peppino, Peppina. Wie das komisch ist! Ich habe Dich ja früher nie gesehen, Don Peppino, und Dir gehört doch der Garten, nicht wahr? und das Haus und Alles? Warum bist Du nicht hier gewesen?“

„Ich war verreist, weit in der Welt umher, Kind.“

„Ah! Dann kannst Du mir gewiß viele schöne Geschichten erzählen, Don Peppino; willst Du?“

„Heute nicht, aber wenn Du wieder kommst, ja, Peppina.“

So saßen sie noch eine Weile bei einander, der einsame, menschenscheue Mann und das Kind der Frau, die er ge-



1. Ansicht der Stadt. — 2. Das Schloß (Burg). — 3. Im Schloßgarten. — 4. Der Ringplatz. — 5. Der Querschnitt.  
Neuhäusl in Böhmen. Zeichnung von Josef Prochler. (S. 615.)

liebt hatte und die nun eines Andern Gattin geworden war. Sie schwatzen zusammen und schmauseten und waren die besten Freunde geworden. Und als die kleine Peppina wieder durch das Loch in der Mauer in den Nachbargarten

zurückfroh, da stand Don Peppino lange Zeit davor und blickte ihr nach, und es war ihm so eigen um's Herz wie nie vorher in seinem Leben.

„Das könnte nun mein Kind sein!“ dachte er.

Und der Gedanke, daß Peppina sein Kind sei, verließ ihn fortan nicht mehr, sondern setzte sich in ihm fest und wurde allmählig zu einer Art fixer Idee, an der er Gefallen fand und die ihm sogar zum Lebensbedürfnis ge-

Aus dem Kinderleben. Zeichnungen von Karl Krejci.



Vieschen spielte mit dem Röhren,  
Dieses hatte scharfe Brähren;  
Als zu Ende war das let're Essen,  
Hat die Kay die Dankbarkeit vergessen.



Felix laßt sich an der Butterknette,  
Felix sieht ihm zu mit stiller Bitte;  
Felix, der ja sonst so sehr gemütlich,  
Ist beim Frühstück wirklich unerbittlich.



Fleißig sitzt der kleine Otto heute,  
Aber wechhalb ist so klein die Beute?  
Alles hat er: Haken, Rort und Feder,  
Leider nur vergah er ganz den Räder!



Schwing' auf zum Himmel dich, kein Käselein,  
Flieg' hoch empor, gräß' mir die Engel sein,  
Die oben auf den rothen Wolken schweben,  
Sie möchten mir doch von der schönen Farbe geben.

worden war, ehe er es selbst recht wußte. Terefino's Tochter bildete für ihn den geheimen Mittelpunkt all' seines Denkens und seiner heiligsten, keuschesten Empfindungen. Alles, was er von Liebe in sich trug und seit Jahren un-

benüht aufbewahrte, vereinigte sich auf dieß Kind, das er zärtlich wie eine Mutter und sorgsam wie ein Vater bewachte. Sie wurde Alles für ihn, er hing an ihr mit einer so innigen, echten, eifersüchtigen Neigung, wie nur je ein

capresischer Liebhaber an seiner Braut, und dabei war etwas von Echeu in der Zärtlichkeit, die er ihr gegenüber zur Echeu trug. Keiner würde ihn einer so zarten Empfindung für fähig gehalten haben. Er wartete schon immer in un-

rühiger Spannung auf das Kind, sobald es um die Stunde war, in der es zu kommen pflegte. Wenn es dann erschien, nahm er's auf seinen Arm und trug es unter Lachen und Scherzen bis auf die Steinbank an der Mauer. Dort sah es auf seinem Schooß und lehnte das Köpfchen an seine Schulter und sah mit gefalteten Händen treuherzigen Blickes zu ihm empor. Und er erzählte ihr wunderbare Geschichten, die er sich aus alten, verstaubten Büchern, wie man sie bei den Antiquaren auf den Straßen von Neapel findet, zusammengelesen, oft mühsam genug. Oder sie aßen von den Gartenfrüchten mit einander oder knusperten am Zuckerkuchen, das Don Peppino eingehandelt, oder die Kleine erzählte selber von ihren Erlebnissen und wie es zu Hause bei ihr herging und fragte nach tausenderlei Dingen, auf die der arme Don Peppino nicht zu antworten wußte. Die Zeit verging immer so schnell, schneller, als es ihnen lieb war. Denn auch die kleine Peppina kam gern und auch ihr waren die Besuche im Nachbarhause und Garten zu einer lieben Gewohnheit geworden.

Und dabei hielten sie Beide ihre wechselseitige Zuneigung aus einem seltsamen Instinkt vor Anderen geheim oder glaubten wenigstens, es zu thun. Wenn sich Peppina von den anderen Kindern trennte, mit denen sie auf der Piazza gespielt hatte oder weiter in's Land hinein gewandert war, um Blumen zu pflücken, Steine zu suchen oder die Fremden um einen Soldo anzubetteln, so sagte sie nur kurz: „Ich muß jetzt fort,“ und Don Peppino sprach nie zu einer Menschenseele von dem Kinde, das er am meisten von ihnen Allen liebte.

Die alte Concetta sah und wußte trotz ihrer greisenhaften Gebrechlichkeit natürlich Alles. Aber sie sprach zu Don Peppino nie darüber, sondern ließ ihn gewähren, wie er's wollte. Nur wenn sie zu ihrer Schwester hinüberkam, seufzte sie, daß Don Peppino ja nun wirklich nährisch — und wie nährisch! — geworden sei, und daß man an eine Rückkehr der Vernunft bei ihm durchaus nicht mehr denken könne. Ihre Nichte Carmela, nach der Don Peppino niemals gefragt, hatte sich denn inzwischen noch glücklich mit einem Fischer verheiratet; und da sie auf Erfüllung ihres Lieblingswunsches auch bei gesunden Geisteskräften Don Peppino's doch nun nicht mehr hätte rechnen können, gab Concetta ihren Brodherrn ein für allemal definitiv verloren. Und wenn er als Bierzigjähriger jetzt schon so kindisch wurde wie ein doppelt so Alter, sie hatte nichts mehr dagegen einzuwenden.

Auch Peppina's Eltern wußten, wohin die Kleine ging, von wo sie Früchte und Zuckerkuchen heimbrachte und wer der „liebe alte Mann“ war, von dem sie oft so geheimnißvoll erzählte. Teresina war der innige Verkehr zwischen ihrer Tochter und dem menschenfurchigen Sonderling, der sich nie an's Licht des Tages vorwagte, anfänglich nicht recht gewesen und sie hatte das Loch in der Gartenmauer wieder schließen lassen wollen; aber der braune Cosimo hatte ihr auf ihre Vorhaltungen erwidert: „Laß sie doch gehen, Teresina mia! Wir sind so glücklich, und der arme Don Peppino hat Niemanden, den er liebt. Wir können ihm von unserem Glück abgeben; denn wir dürfen nie vergessen, mein Schatz, daß wir ohne ihn nicht Mann und Frau wären. Unsere Peppina heißt nach ihm; warum soll sie nicht zu ihm gehen und ihn mit ihrem kindischen Geschwätz aufheitern?“

Und dabei blieb es. Aber zu einer Annäherung zwischen Don Peppino und den Eltern des Kindes kam es nicht. Und als Peppina einmal krank war und wochenlang nicht zu dem „lieben alten Mann“ hinüberkommen konnte, da schickte er zwar täglich mehrmals zu Teresina, um sich nach dem Befinden seines Lieblings zu erkundigen, ja, er bezahlte heimlich einen Arzt, der sie wider den Willen der Eltern in Behandlung nahm und sich stellte, als thäte er das für Gotteslohn und nur, weil ihn der Krankheitsprozeß interessirte; aber er selber betrat das Haus nicht.

Dann aber die Freude, als Peppina zum ersten Male wieder zu ihm kam! Er bedeckte ihr schmal und blaß gewordenes Gesichtchen mit seinen Küssen, er gab ihr hundert Schmeichelnamen und fragte sie immer wieder, ob sie ihn denn auch noch lieb habe, ob sie denn nun wirklich gesund sei und ob sie auch nie, nie wieder krank werden wolle. Er ließ sie dabei kaum zu Worte kommen und behielt sie viel länger bei sich, als es Teresina erlaubt hatte; dann aber trug er sie auch selber auf seinen Armen bis vor ihr Haus und setzte sie erst dort auf der Schwelle nieder.

So ging es ein Jahr lang fort, und Don Peppino half seinem kleinen Liebling die schwierigen Buchstaben malen, die sie in der Schule lernte. Aber seine Eifersucht erhielt nun immer neue Nahrung. Peppina liebte es, mit ihren Kameradinnen weiter in die Berge zu schweifen, und veräumte darüber oftmals die Zeit, um Don Peppino zu besuchen.

„Warum kommst Du nicht mit uns?“ fragte sie ihn; aber Don Peppino wollte nicht. Und wenn er ihr Verwürfe machte — freilich, in wie liebevollem, zärtlichem Ton! — daß sie ihn jetzt manchmal vergesse, wann gab sie zur Antwort: „Es ist aber gar so schön dort oben im Geklüft!“ und ihre dunklen Augen leuchteten dabei.

Auch daß sie zu tollkühn sei und sich Gefahren aussehe, wenn eine Blume an schroff abfallendem Hang sie verlockte, die Hände darnach auszustrecken, fürchtete er. Und als sie eines Tages mit blutigen Wunden an den Armen, an Hals und Schläfen zu ihm kam und ihm erzählte, wie sie im Gestein ausgeglitten sei, als sie eine gelbe Kaktusblüte habe

pflücken wollen, da schrie er erst vor Schreck laut auf und dann hielt er ihr eine lange Strafpredigt und ließ sich endlich von ihr versprechen, daß sie fortan sehr vorsichtig und behutsam sein wolle. Aber wenn es nun um die Stunde war, wo sie zu kommen pflegte, und er vergebens auf sie wartete, dann stiegen jedesmal allerlei Schreckbilder vor seiner Seele auf, und unruhig trieb es ihn umher, bis er sie wohlbehalten zurückkehren sah oder von anderen vorübergehenden Kindern hörte, daß sie daheim oder hier oder dort sei und jedenfalls heil und gesund.

So kam der Herbst wieder heran und die Traubenernte begann. Aber die schweren blauen Trauben, die von Don Peppino's Pergola niederhingen und deren jede er der kleinen Peppina abgebrochen hätte, wenn sie ihn darum gebeten, übten diesmal nicht mehr die gleiche Anziehungskraft auf das Kind aus wie sonst. Don Peppino fand, daß sie selten komme. Einmal war sie gar zwei Tage hintereinander nicht dagewesen, und Don Peppino lebte in steter Unruhe und Sorge um sie.

„Wir haben eine Höhle im Fels gefunden,“ erzählte sie ihm dann mit strahlendem Gesicht, „die haben wir uns mit Maisstroh ausgefüllt, und nun leben wir zusammen darin wie in einem Hause, und sind sehr froh miteinander. Willst Du nicht mitkommen und Dir die Wohnung einmal ansehen, Don Peppino? Weit, weit unten liegt das Meer, und drüben sieht man die Küste von Sorrent.“

Aber Don Peppino wollte nicht.

„Mit wem wohnst Du denn in Deiner Höhle eigentlich?“ fragte er mit leisem Mißtrauen.

„Nun, mit Federigo; Du kennst Federigo doch? Sein Vater hat drüben eine Fremdenherberge.“

„Nein, ich kenne ihn nicht.“ Don Peppino's Stirn hatte sich gerunzelt. „Wie alt ist Federigo?“ fragte er nach einer Weile in so wenig freundlichem Ton, wie ihn Peppina noch nie von ihm vernommen hatte.

„Bierzehn Jahre!“

„Und Du wirst zehn? Ach, ach! In vier Jahren seid ihr erwachsen.“

„Ja, und dann heirathen wir uns,“ fiel Peppina mit harmloser Fröhlichkeit ein.

Don Peppino stieß einen unartikulirten Schrei aus und biß gleich darnach die Zähne fest zusammen. Erst nach geraumer Zeit, während der er die Trauben zwischen den Latten zu zählen schien, fragte er und er schien an jedem einzelnen Wort zu würgen, als ob es ihn ersticke:

„Habt ihr das schon miteinander ausgemacht?“

„Ja, Federigo sagt's so, und ich will's; denn ich hab' ihn lieb.“

Don Peppino sagte nichts mehr, aber er wußte von diesem Augenblick an, daß er Federigo hasse. Das ganze „neapolitanische Erbübel“ erwachte in ihm, er war eifersüchtig, er, der Bierzigjährige, auf einen Knaben und um eines Kindes willen!

Er gestand sich das nicht ein, aber es war so. Er schwur auch diesem Federigo keine Rache, wie er sie dem braunen Cosimo geschworen hatte, um Teresina's willen, aber er war neidisch, er gönnte dem Burschen die Zuneigung Peppina's nicht, die ihm bis dahin allein gehört hatte. Weßhalb mußte der Bursche, der alle Dirnen auf Capri zur Auswahl hatte, sein Augenmerk auch gerade auf diese eine richten, die einzige, deren Liebe Don Peppino für sich und ganz allein für sich haben wollte, die für ihn Alles war, deren Wort und Bedeutung für ihn, den Einsamen, der Bursche gar nicht zu würdigen im Stande war?

Don Peppino hatte Grund, eifersüchtig zu sein. Die kleine Peppina kam seltener und immer seltener; es war gar so schön in ihrem „Nest“, wo sie Federigo's kleine Frau war, und Federigo wollte sie auch ganz allein haben.

„Du brauchst Dir keine Trauben von Don Peppino zu holen,“ sagte er, „ich kann Dir auch welche bringen!“

Sie war schon lange Tage nicht mehr bei ihm gewesen. Und heute war Sonntag und sie kam wieder nicht. Don Peppino sah vor seiner Hausthür und schaute nach ihr aus. Es war ganz still umher, in den Weinbergen arbeitete Niemand; alle Welt war auf der Piazza, wo jetzt die Musik spielte, deren Klänge hin und wieder der Wind herübertrug. Don Peppino's Pfeife war ausgegangen, er hatte sie über seinem Sinnen vergessen.

Die tiefe Ruhe und Einsamkeit in der Runde, die er sonst so geliebt hatte, war ihm heute plötzlich unheimlich. Es trieb ihn auf. Er wollte Peppina suchen; wenn sie nicht zu ihm kam, so konnte ja er zu ihr gehen. Wie lange war er schon nicht mehr über seinen Weinberg und über die paar engen Gäßchen des Dorfes hinausgekommen! Ein Verlangen in die Weite, auf die Felseshöhen überkam ihn plötzlich. Und dort fand er ja wohl auch das Kind, das in seiner Höhle lauerte und auf's Meer hinaus sah.

Langsam wanderte Don Peppino den wohlbekanntesten, aber lange nicht mehr betretenen Weg empor, der durch's Gestein bis zu jener wunderbaren Felsenbildung führte, die man „arco naturale“ genannt hat, ein Thor aus röhlichem Gestein, durch dessen Oeffnung man wie durch einen Rahmen auf's blaue Meer hinausblickt. Dort mußte ihrer Beschreibung nach Peppina sich ihr „Nest“ gebaut haben.

Je näher er der Stelle kam, desto unruhiger wurde Don Peppino. Es kam ihm vor, als höre er Geschrei, ängstliches Nusen und unterdrücktes Weinen von dort oben her zu ihm herüberschallen. Täuschte er sich? Er blieb stehen und horchte. Nein, jetzt vernahm er es ganz deutlich, und jetzt kamen ihm ein paar Dirnen und Burschen mit

allen Anzeichen und Geberden höchster Angst, namenlosen Entsetzens den schmalen Felsenpfad herab entgegengelauten. Sie schrieen etwas, das er nicht gleich verstand, nur „Hülfe! Hülfe!“ hörte er daraus. Sie wollten an ihm vorüber, aber er hielt sie an.

„Was ist geschehen?“ fragte er, und das Herz stand ihm vor Angst und Schreck still.

„Sie ist herabgeglitten; liegt unten im Gestein, kann weder vor- noch rückwärts mehr; jede Bewegung würde ihr den Tod bringen; lange hält sie's aber in der Stellung nicht aus; wenn nicht bald Hülfe kommt, ist sie verloren, und wer soll ihr helfen? Keiner kann hinunter, er würde sich selbst zerschmettern; wir wollen in's Dorf, Hülfe zu holen; vor Allem Stricke.“

So klang es dem Fragenden wirr aus den mit Jammern untermischten Antworten der Kinder entgegen, dann stürzten sie, ohne ihm weiter Rede zu stehen, an ihm vorüber und dem Dorfe zu.

Eine Weile sah Don Peppino ihnen nach, wie vom Schlage gelähmt. Er mußte sich mit der Hand über die Stirn hinstreichen. Träumte er denn auch nicht nur? War das Alles wahr und wirklich? Und ihn hatte der Zufall oder die Vorsehung gerade heute in diesem Augenblick hiehergeführt? Um sie zu retten? — Wen zu retten? Er hatte den Namen der Verunglückten von den Kindern nicht erfragt und sie hatten ihn nicht genannt. Aber Don Peppino wußte ihn, er rief ihn zitternd vor sich hinaus in die Luft: „Peppina!“

Und dann flog er den Rest des Weges empor. Oben am äußersten Rand des Felsens, der sich schroff hier in's Meer absenkte, gewahrte er mehrere Burschen, die schreck-erschüttert in die Tiefe hinab deuteten und sich ängstlich ihre Bemerkungen in die Ohren flüsterter. Keuchend langte Don Peppino bei ihnen an.

„Wo ist sie?“ schrie er wie ein Rasender.

„Dort, dort; aber sie regt sich nicht mehr.“

Don Peppino beugte sich über den Rand des Abgrunds vor. Er wäre gestürzt, wenn ihm nicht einer von den Burschen fest den Arm umklammert hätte. Unten, tief unten im Gestein, auf einer vorragenden Felsklippe, sah er etwas Helles schimmern, ein Kleid, einen menschlichen Körper, aber regungslos, ganz regungslos zusammengekauert. Und darunter schäumte, siedete und zischte das Meer im Geklüpp, als lehze es nach dem ihm verfallenen Opfer empor. Es war ein graufiger Anblick; Don Peppino schauderte.

„Wer ist's?“ fragte er nach einer Weile, und es lebte etwas wie Hoffnung in ihm auf, er würde einen andern, einen fremden Namen hören.

„Peppina Lauri!“

Also doch!

„Und — sie ist todt?“

„Wir glauben's. Als sie unten ankam, lebte sie noch. Sie hatte sich mit ihren beiden Händen am Gestein festgehalten und sah zu uns herauf; ein paarmal rief sie auch etwas, aber wir verstanden's nicht, es klang wie ihr eigener Name. Denn von uns heißt keiner Peppino. Seit ein paar Minuten ist sie ganz still geworden.“

„Sie hat nach mir gerufen!“ dachte Don Peppino, „ich soll sie retten und ich will's, und wenn ich dabei zu Grunde gehe; wir Zwei kommen wohl nicht wieder lebendig hinauf, so ist's das Rechte, und der Himmel will's so. Es ist die Sühne dafür, daß ich ihren Vater habe tödten wollen; Gott läßt sich nicht spotten.“

Das Alles ging wie im Wirbel durch seine Stirn.

„Wir müssen sie heraufholen, todt oder lebendig,“ sagte er dann laut, „aber gleich — es ist keine Minute zu verlieren.“

Der Bursche, der Don Peppino vorher Rede gestanden hatte, nickte. Es war ein schlanker Junge mit geschmeidigen Gliedern und blickenden Augen, seine braunen Hände hatten sich wie im Krampf geballt. Schon im nächsten Augenblick hatte er den Fuß über den Rand des Felsens gesetzt. Da riß Don Peppino ihn zurück.

„Du?“ donnerte er; „wer bist Du?“

„Ich heiße Federigo Verga,“ gab der Bursche mit natürlichem Stolz zurück, „ich bin schuld daran, daß sie stürzte. Ich zeigte ihr den Vorsprung unten und erzählte ihr, daß ich einmal glücklich bis dorthin geklettert und wieder heraufgekommen sei. Ich log aber, ich wollte nur prahlen und sie reizen. Das machst Du mir doch nicht nach! sagte ich, weil sie sich gerührt hatte, es mir an Geschicklichkeit gleich zu thun. Sie nahm's für Ernst und kam herab und war auch schon gestürzt, ehe ich oder ein Anderer es hätte hindern können. Meine Pflicht ist's, sie heraufzuholen, und ich will's!“

Er sagte das mit einer trotzigem Entschlossenheit, die über seine Jahre hinausging, und noch einmal hatte er den Fuß über den Rand des Felsens gesetzt, um die schauerliche Reise abwärts zu machen. Aber noch einmal riß ihn Don Peppino mit nerviger Faust zurück. Seine Augen rollten wild und traten fast aus ihren Höhlen, seine Stirn war von loderbender Blut überflammt, seine Lippen bebten.

„Wag' es!“ schrie er fast besinnungslos, während die anderen Burschen sich scheu aneinander drängten, „wag' es! Ich hole sie herauf, nicht Du, und sollt' ich um Tod und Leben deßhalb mit Dir kämpfen; ich, nur ich! Ich habe ein Recht darauf. Du darfst sie lieben und sie darfst dereinst Dein Weib werden, wenn sie glücklich von dort wieder heraufkommt, wohin Du sie geschleudert hast; aber sie retten, für sie sterben darfst nur ich!“

Mit geballten Fäusten stand er zornglühend vor dem Burschen, der mit gesenkten Lidern, als ob er den Blick des Wahnsinnigen nicht aushalten könne, zur Seite trat. Und dann flog es plötzlich wie Sonnenschein über Don Peppino's Antlitz.

„Bete für sie und für mich!“ sagte er leise. Dann blickte er noch einmal zum Himmel auf und lächelnden Antlitzes kam er nun hinunter, langsam, Schritt vor Schritt, mit der Geschicklichkeit und Vorsicht einer jener capressischen Ziegen, deren Glocken oft von den unzugänglichsten Felschroffen und Faden herabklingen.

Mit angehaltenem Athem, fast starr vor Schreck, Angst und Bewunderung, schauten die Burschen ihm nach. Keiner wagte ein Wort zu sprechen, auch Federigo nicht, der am ganzen Körper vor Aufregung bebte. Dieser, immer tiefer hinab stieg Don Peppino, mit den Händen sich an jeden vorragenden Stein klammernd, jeden Vortheil umsichtig benützend, oft mit den Füßen ausgleitend, daß Die droben ihn schon verloren wähten, dann wieder aus einer Wolke von Kalkstaub und zerbrockelndem Gestein heil und lebendig auftauchend, im Sidzack den gräßlichen Abstieg umgehend, jede Sekunde vom Tode umdroht.

„Das ist mein Passionsweg,“ mußte er denken; „weiß Gott, ob ich bei der letzten Kapelle ankommen werde!“

Nun blieb er aufatmend stehen, mit den Händen über sich an den zackigen Fels greifend, die Füße auf einen Stein gestützt. Er maß die Entfernung, die ihn noch von der regungslos zusammengekrümmten Gestalt trennte, die er retten wollte, und die andere, in der unter ihm das in den Klippen wild aufschäumende Meer gähnte. Und in dieser Stellung betete er noch einmal. Dann mußte er daran denken, daß er sich unbesonnen und zu früh hinabgewagt habe, denn ohne Seil könne er Peppina nicht retten.

Aber fast im gleichen Augenblick erklangen Stimmen über ihm. Die Männer, die von den Kindern aus dem Dorf zur Hülfe herbeigerufen waren, langten eben mit Seilen und Netzen bewaffnet oben an. Sie riefen ihm zu. Anfangs verstand er nicht, was sie wollten, dann hörte er sie sagen, er solle nur wieder heraufkommen, denn er vermöge doch nichts, und ein Anderer wolle statt seiner hinunter. Die Rajenden! Als ob es sich hier nicht um jede Minute gehandelt hätte, als ob nicht jede versäumte dem Kinde dort unten tobbringend werden könnte! Und weshalb trauten sie es ihm nicht zu? Stand er so tief in ihrer Aller Achtung? Nun gerade, nun gewiß wollte er's vollbringen!

„Wenn ich gestürzt bin,“ rief er herauf, „schickt einen Andern; vorläufig leb' ich und trete Keinem das Recht ab, sie zu retten! Mein Leben für sie!“

Ein verworrenes Gemurmel scholl als einzige Antwort herab. Don Peppino hörte nicht mehr darauf. Er kam weiter abwärts. Alle seine Muskeln spannten sich an ihm, er fühlte es wie verdoppelte Kraft durch seine Adern dringen. Er mußte es ja erreichen.

Und er erreichte es. Noch ein Schritt niedertwärts, und nun hatte er auf den kleinen Vorsprung seinen Fuß gesetzt, dicht neben Peppino's regungslosen Körper. Nicht mehr Platz war dort vorhanden, als für seine beiden Füße, wenn er sie dicht aneinanderzog. Als er's gethan, durchbrach der erste Schrei oben wieder die tiefe Stille, die seither geherrscht hatte.

„Pina! Pina!“ schrie es. Don Peppino zuckte zusammen. Das war die Stimme der Mutter, Teresina's Stimme!

„Werst das Seil!“ rief er zurück; er wagte kaum zu athmen. Unter ihm das Meer, neben ihm, rechts und links der schroffe Felshang, über ihm die beinahe unzugängliche Steinwand; und er vor Peppino's regungslosem, viel leicht leblosem Körper!

Minuten martorvoller Angst vergingen. Dann hatte man das Seil oben befestigt und langsam schlängelte es sich den Felsen herab. Nun ergriff es Don Peppino. Wird es das Kind tragen können? Wird es den kleinen Körper nicht am vorpringenden Steingezack zerschellen? Und wenn es glücklich hinaufkommt, wird man nicht eine Kinderleiche vom Seil losknüpfen?

Don Peppino dachte an das Alles, während er den Strick um den Leib seines Lieblings schlang. Der Leib war noch warm. Aber war es nicht nur die letzte, verschwindende Lebenswärme, die den kleinen Körper eben verlassen wollte? Er blieb ohne Bewegung, ohne Zuckung, auch jetzt, wo Don Peppino ihn berührte. Das Herz fühlte er nicht schlagen. Nun war der Knoten geschürzt.

„Vorwärts!“ rief er hinauf. Wenn es zu spät war? Es konnte nicht zu spät sein!

Die Männer oben zogen an. Sie gingen behutsam zu Werke, sie wußten, um was es sich handelte. Langsam schwebte die kostbare Last aufwärts. Hundert ängstliche, forschende Augen waren darauf gerichtet, darunter die Augen der Mutter, des Vaters! Und wie viele Herzen schlugen in tödtlicher Angst, wie viele Lippen murmelten unablässig Gebete! Es waren Minuten, von denen jede einzelne sich bis zur Stundenslänge zu dehnen schien, jede so inhaltschwer, wie sonst oft nur Jahre im Menschenleben.

Der Körper Peppino's schwebte aufwärts durch die Luft. Don Peppino verfolgte ihn, wie der Adler sein Junges, das zum ersten Male das Nest verlassen; kein Athemzug schien seine Brust zu heben, wie zu Stein geworden stand er da. Selbst beten konnte er in diesem Augenblicke nicht.

Und nun verkündete lautes Triumphgeschrei droben, daß

die Gerettete angekommen sei. Don Peppino hätte sich, vor Freude laut aufweinend, am liebsten niederwerfen mögen, aber er stand noch immer in seiner Lähmung befangen. Lebte sie denn auch? An keinem Stein hatte sie angeschlagen, so vorsichtig war der Aufzug erfolgt, aber war sie nicht schon todt gewesen? Man knüpfte das Kind los, die Mutter warf sich über sie wie eine Verzweifelte, Andere drängten herzu. Nur Sekunden noch, dann scholl es: „Pina lebt! Pina lebt! Das Herz klopft; sie schlägt die Augen auf!“

Jetzt erst löste sich Don Peppino's Starrheit. „Gott sei Dank,“ murmelte er, weiter nichts. Aber die Kniee bebten ihm.

Erst nach einer Weile erinnerte man sich droben seiner. Auch ihn mußte man ja noch heraufziehen, ein Aufstieg war unmöglich. Eine Minute lang berathschlagten die Männer noch. Teresina war niedergekniet, das gerettete Kind auf dem Schooß; sie betete. Dann wehte sie mit ihrem Tuch in die Tiefe hinab, wo er noch weilte, der ihr das Kind wiedergebracht hatte, er, Don Peppino. Cosimo's That war wirtgemacht worden.

„Don Peppino! Don Peppino!“ rief sie; sie brachte weiter nichts heraus.

„Gebt Acht!“ scholl es dann, „wir werfen das Seil!“ Und sie warfen es. Traf es ihn gegen die Stirn, daß er taumelte oder war er, um es aufzufangen, zu weit, zu unvorsichtig nach rückwärts getreten und hatte so plötzlich das Gleichgewicht verloren? Wer hätte es sagen können? Nur eine Sekunde war's. Dann durchschnitt ein furchtbarer Schrei aus hundert Lippen die stille Herbstluft. Draußen gurgelte das schäumende Wasser auf, das sich über Don Peppino geschlossen hatte.

Es war so schnell geschehen, daß man ihn kaum hatte stürzen sehen, und ehe man das Furchtbare ausgedacht, war schon Alles vorüber; jede Rettung wäre zu spät gekommen. Der Felsvorsprung, auf dem Don Peppino geruht hatte, war leer.

Erst am folgenden Tage fischten sie Don Peppino's Leiche in der Nähe der Faraglioni aus dem Meer. Tags darnach wurde sie bestatet.

Es war ein Begräbniß, an dem das ganze Dorf theilnahm; selbst von Anacapri waren sie herabgekommen. So Wenige Don Peppino im Leben nahe getreten waren, jetzt beweinten sie ihn Alle wie ihren besten Freund. Auch in den Augen der Schiffer, die hundertmal dem Tode in's Gesicht geschaut hatten, standen Thränen. Aber Keiner betrauerte den Heimgegangenen mehr, als Teresina und der braune Cosimo. Die kleine Pina weinte wohl auch um den guten alten Mann, der sie so lieb gehabt hatte, aber sie verstand noch nicht, was er für sie gethan und daß sie ihn nun für immer sollte verloren haben.

Zu ihren Eltern jedoch war Don Vittorio, der Kurat, gekommen, um ihnen in erster Stunde mitzutheilen, was er, als der Einzige, erfahren hatte. So erfuhr der braune Cosimo nun, was er schon geahnt hatte, daß Don Peppino damals mit ihm auf's Meer hinausgefahren sei, um ihn und sich selbst zu Grunde zu richten, weil der Teufel der „neapolitanischen Erbsünde“ ihn gepackt hatte, und daß er dann für solchen Frevel nach der wunderbaren Rettung durch seinen Todfeind ernstlich und ehrlich Buße gethan, so daß ihm das Himmelreich nicht verschlossen sein werde. Auch daß Don Peppino und nicht sein längst in der Fremde verkommener Mutterbruder Antonio ihm das Geld gesandt, mit dem er seinen Hausstand und sein Lebensglück begründet, mußte Cosimo vernehmen, und seine Nahrung wie die Teresina's mischten sich mit mancher Selbstanklage, als der Kurat auch zum Schluß noch berichten konnte, daß Don Peppino seinem kleinen geretteten Liebling testamentarisch einen großen Theil seines Vermögens hinterlassen habe.

„Nun, nicht wahr,“ schloß Don Vittorio, dem selber die Thränen an der Wimper hingen, „ich habe Recht, wenn ich ihn einen frommen und einen ungewöhnlichen Menschen nannte? Laßt Seelenmessen für ihn lesen, meine Kinder, betet für ihn und erzieht eure kleine Pina in Gottesfurcht und zu einem treuen Gedächtniß für den Todten!“

Das gelobten sie feierlich. Eine Rede wie die an Don Peppino's Grab hat nach dem Urtheil der Capreser Don Vittorio, der Kurat, nie vorher und nie nachher gehalten. Noch nach Jahren sprach man davon auf der Insel.

### Eine Stunde der Andacht.

(Vid. S. 617.)

Der Historienmaler Wenzel Brofil, von dem wir das lebensvolle Bild „Eine Stunde der Andacht“ in wirkungsvoller Reproduktion hier vorführen, gehört zu den eigenartigsten und bedeutendsten Künstlern unserer Tage. Geboren 1852 zu Tremosina bei Pilsen, besuchte er anfangs die Akademie in Prag, war dann kurze Zeit ein Schüler Pilot's und ließ sich darauf in Paris nieder. Im Jahre 1874 machte er zuerst seinen Namen bekannt durch sein Bild: „Abschied des Böhmenkönigs Ottokar II. von den Seinen vor dem Kampf gegen Rudolf von Habsburg“; dann folgten eine Reihe Gemälde, die durch Farbenglut und geistvolle Komposition sich auszeichneten, so die Bilder: „Dagmar“, „Die Gefandtschaft des Ladislaus von Böhmen“, „Die Schachpartie“ und „Das Zusammentreffen des Kaisers Karl IV. mit Petrarca und Laura“.

Die von uns gegebene stimmungsvolle Illustration zeigt vor Allem die Vorträge Brofil's hinsichtlich der Komposition und der vortrefflichen Charakteristik. Die Vorleserin, welche aus einem religiösen Buche vorträgt, die so mannigfach abgestufte Theilnahme der Zuhörer, die ernste, weisevolle Stimmung, welche über dem dargestellten Vorgang ruht, die originelle, phantasiervolle Dekoration des Raumes, die bedeutenden, durchgeistigten Physiognomien der Personen — Alles spricht zu uns mit dem Gewicht und dem tiefgehenden Eindruck eines wirklichen Kunstwerkes, als welches die Gemälde des böhmischen Meisters auch allgemein anerkannt wird.



### Aus allen Gebieten.

#### Dur Konservierung der Kautschukschläuche in Weinkellereien.

Die zur Weinentnahme dienenden Kautschukschläuche bilden einen ziemlich kostbaren Theil des Kellerinventars und sollen darum auch sorgfältigst behandelt werden. Die erste Bedingung hierzu ist, daß dieselben nie am Boden geschleift, sondern stets getragen werden sollen. Im Gebrauche stehend, müssen sie immer in Form eines Kreisbogens mit möglichst großem Durchmesser angebracht werden, nach dem Gebrauche der Länge nach ganz offen oder in großen Ringformen deponirt werden, da sie bei anderer Behandlung leicht springen, oft nur so, daß man dieß in erster Zeit mit freiem Auge gar nicht wahrzunehmen vermag. Mit der Zeit wird die schadhafte Stelle stets größer, dann gibt es einen Weinderlust und eine stetig rascher werdende Abnutzung der Schläuche. Durch einen bis jetzt noch nicht recht erklärlichen chemischen Prozeß werden die selbst in bester Weise vulkanisirten Kautschukschläuche mit der Zeit hart und spröde, und zwar um so schneller, einer je größeren Kälte sie ausgesetzt sind. Man muß daher Weinschläuche in solchen Kellern aufbewahren, in welchen die Temperatur keinen übermäßigen Schwankungen ausgesetzt ist. Die Reinigung der Schläuche soll stets unmittelbar nach ihrem Gebrauche erfolgen und zwar am besten durch mehrmaliges Auspülen derselben mit reinem Wasser, worauf letzteres austropfen gelassen und der Schlauch in obiger Weise deponirt werden kann. Bei derartiger unmittelbarer Reinigung der Kautschukschläuche kann vom Gebrauche der sonst angewendeten walzenförmigen Bürsten ganz abgesehen werden, da letztere auch die innere Wandfläche des Schlauches abschaben und mit der Zeit verschwächen. Wird jedoch der Schlauch nach erfolgtem Gebrauche vom Wein nicht gründlich gereinigt, so trocknet der Wein an und bildet die beste Grundlage zur Entfaltung von Pilzen, welche bei weiterem Gebrauche des betreffenden Schlauches dem durchfließenden Wein Schaden zufügen. Es ist gut, den mit Wasser durchgespülten Schlauch mittelst Durchziehung eines walzenförmigen Schwammes inwendig möglichst zu trocknen, da feuchter Kautschuk leicht schimmelig wird und damit gleichfalls auf den durchzupumpenden Wein verderblich einwirken könnte. Ist ein Kautschukschlauch einmal schimmelig geworden, genügt die oben mitgetheilte einfache Reinigungsmethode mittelst kalten Wassers nicht allein, es muß noch Dampf oder heißes Wasser zur Vertilgung des Schimmelpilzes zu Hülfe genommen werden. Die Methode mit heißem Wasser ist umständlich, weil sehr viel Wasser benötigt wird. Wer über einen Dampffessel verfügt, der reinigt den Schlauch mittelst Einführung von Wasserdämpfen, welche, an der kleinsten Öffnung entweichend, gleichzeitig etwa vorhandene schadhafte Stellen sichtbar machen. Nach erfolgter Anwendung einer der obigen Reinigungsmethoden wird der Schlauch mit kaltem Wasser ausgespült und ist wieder verwendbar. (Weinlaube.)

#### Alabastergegenstände zu reinigen.

Alabastergegenstände ohne Politur sind am besten mit einer scharfen Bürste, etwas Bimssteinpulver und kaltem Wasser, so wie man die Zähne putzt, zu reinigen; auch gereinigte Potasche, in kaltem Wasser aufgelöst, ist sehr gut. Dagegen wende man bei polirtem Alabaster nur Spiritus an, wenn der Gegenstand sehr schmutzig ist, sonst genügt kaltes Wasser.

#### Ein gutes Rezept, Seife zu kochen,

von dem auch sparame Hausfrauen in großen Städten profitieren können, da es ohne viel Umstände, große Vorbereitungen und Raumverderbnis herbeiführen kann, finde hier Platz. Wirf alle Fettabgänge, Schwarten, Lichtstümpfen zc., die sich in deiner Wirtschaft finden, fleißig in einen großen defekten Zinsleimer oder Topf, bis einige Pfund angesammelt sind. 5 Pfund von diesem allerlei Fett — oder 2 1/2 Pfund reiner Talg — werden nun mit 1 1/2 Pfund Seifenstein und 4 1/2 Liter Flußwasser zwei Stunden gekocht. In der letzten Viertelstunde wird ein Eßlöfel voll Kochsalz hinzugegeben. Dann gibt man die Masse heiß durch ein Sieb in eine Schüssel, Holzwanne oder Eimer, und läßt sie über Nacht stehen. Die so bereitete Seife schneidet man in beliebige Stücke und legt dieselben auf ein Brett, damit sie trocknen. Von besonderem Vortheil ist es, das angesammelte Fett, welches leicht schimmelt, von Zeit zu Zeit in schwacher Lauge auszulösen. Hierzu wird auf 9 Liter Wasser 1/2 Pfund Seifenstein gerechnet. Das dadurch gewonnene Fett wird getrocknet und beim Kochen der Seife dann wie Talg berechnet.

#### Gewebe auf Eisen zu befestigen

empfehlen der Scientif. Americ. eine Mischung von gleichen Theilen Asphalt und Guttapercha geschmolzen und heiß unter Druck angewendet.

Auflösung der Damenspiel-Aufgabe Nr. 13 in Nr. 48:

- |                          |                        |
|--------------------------|------------------------|
| Weiß.                    | Schwarz.               |
| 1) D. D 4 - C 5 . . .    | 1) D. H 4 - G 5 (F 6). |
| 2) E. C 5 - E 7 u.       |                        |
| A.                       |                        |
| 1) . . . . .             | 1) D. H 4 - G 3.       |
| 2) D. C 5 - G 1 . . .    | 2) D. G 3 - B 8.       |
| 3) D. G 1 - H 2 gewinnt. |                        |
| B.                       |                        |
| 1) . . . . .             | 1) D. H 4 - D 8.       |
| 2) D. C 5 - B 4 . . .    | 2) D. D 8 - F 6.       |
| 3) D. B 4 - E 7 gewinnt. |                        |

Kleine Korrespondenz.



Hrn. J. Kramer in Chicago. Ja — sehr schmeichelhaft. Der Autor war dort. Beachten Sie ihm die günstige Bekennung.  
 Hr. Emmy H. in Rdn. Professor Mannhadt, Berlin. Leiter der Philharmonischen Konzertschule; vielleicht auch Professor Dr. Faust, Stuttgart.  
 Hr. Ottomar Häfeler in Dresden. Der Verfasser des Epos „Dreieckslinden“ ist F. W. Weber, Dr. med., Sanitätsrath in Trierhausen (Schlesien).  
 Hr. J. Meyer in Leipzig. Vielleicht dient Ihnen das „Lehrbuch der Reuschschicht“, Wien III., Reischnerstraße 21. Herausgeber Oskar Hampel. Preis 25 Pfennig.  
 Hildegard Kellias in Zürich. Ein an Ihre Adresse von uns abgegangener Brief ist als unbestellbar zurückgekommen.

J. G. 100. Das ist ja das französische Wort für Ehren. Da hat jemand einen Epitheton mit Ihnen gemacht. Ist es eine Dame, lassen Sie ihr die Hand.  
 Hr. G. Veltée in Arab. Das ist ein sehr giftiges Präparat mit giftigen Dämpfen. Eine in Paris zuerst in den Handel gebrachte Spielerei; in Deutschland zu verbieten.  
 Hr. A. Johnson in N. 1) Etwas zu leicht. 2) Antiquar Levi, Stuttgart, Calwerstraße. 3) Wir möchten diesen Verbrecher nicht durch ein Portrait verherrlichen. 4) Ja, in früheren Jahren und in nicht langer Zeit wieder.  
 Hr. F. R. . . . in Bünde. Leider nicht verwendbar. Wollen Sie aber Ihr Manuscript versenden?  
 Frau A. Beyer in Ghr. Ja, durch den Simpson. Bauzeit berechnet auf sechs Jahre, also haben Sie noch viel Zeit. Genf kommt hierbei vor allem in Betracht.  
 Abonnent in Sorau. Wie Sie unten sehen werden, eröffnet der von Ihnen so schmerzlich vermehrte Roman den neuen Jahrgang 1886 der „Illustrierten Welt“.  
 Richtige Lösungen von Rebus, Rätheln etc. sind uns zugegangen von: Fr. Helene Schmidt, Ida Brokman, Striegau; Emilie Günther, Kassel; Bertha Hollefreund, Berlin; Pauline Geiß, Ulm; Eva Heruisk, Prag; Ottilie Sarre, Berlin; Anna Saulmann, Posen; Bertha Denning, Leipzig; Frau Elisabeth Krüger, Halle; Marie Wicleben, Hamburg; Hr. G. Weigel, Straßburg; A. Schäfer, Reisdorf; D. Brägel, Ravensburg; G. Meierheim, Hannover; R. Kumprecht, Stendal; E. Grob, Wien; J. Krell, Berlin; W. Tilius, Kopenhagen; J. Santhart, New-York; A. J. Halle; W. Streub, Mannheim; A. Siebert, München; G. Sauerwein, Oranienow.  
 Hr. J. Kauter in Saarbrücken. In neuester Zeit hat man versucht, Bleidämpfe durch Elektrizität niederzuschlagen. Der Erfolg war befriedigend.  
 Fr. Hermine G. in Zürich. Wir würden Ihnen raten, den Strohhalm lieber mit Schwefeldampf zu bleichen, Chlor greift das Stroh zu stark an.  
 Hr. Lehrer St. in Breslau. Das Wort Garde ist seit dem 15. Jahrhundert bei uns gebräuchlich und stammt aus dem französischen garde; ursprünglich ist es jedoch deutsch, nämlich das gotische wardja, althochdeutsch warta (Wächter), woraus romanisch guardia wurde. Sind Sie jetzt zufrieden?

Korrespondenz für Gesundheitspflege.

Dreißigjährige Katholice. 1) Die angegebenen Symptome sind allem Anschein nach Folgen eines chronischen Dickdarmkatarrhs, und ist dabei die Hauptsache: Herbeiführung eines regelmäßigen Stuhlgangs. Am besten geschieht dies durch laue Wasserflüßler von circa 1/2 Liter, oder durch die sogenannten Hämorrhoidalpulver (zum Beispiel gleiche Theile Weinsäure und Schwefelblüthen, Morgens und Abends einen Kaffeelöffel), oder durch den turgidigen Gebrauch von Karlsbader Wasser oder Karlsbader Salz. Gut ist es, mit den Mitteln von Zeit zu Zeit zu wechseln, und absolut nothwendig, eine strenge Diät einzuhalten, wobei alle unverbäulichen oder schwer verbäulichen Speisen vermieden werden müssen. 2) Wir würden raten, einen etwas spärlicheren Gebrauch von Douchebädern zu machen.  
**Dr. Sch.**

Antworten:

Auf 47): Man kauft diese (Räucherkerzen) sehr billig, wohlfeiler vielleicht, als Sie sich dieselben herstellen können. Um Ihnen jedoch Ihren Wunsch zu erfüllen, geben wir nachstehendes Rezept: Kohlenpulver 2 Pfund, Rosarillenrinde 4 Loth, ebensoviel Sandaral, Benzoeharz 1 Loth, flüßigen Styrax 1 Loth, Zimmetpulver, einige gehobene Nellen 2 Loth, Umbra und Moschus (kann auch fortbleiben) je 6 Gran. Mit Tragantflüßler in einem Metallmörser tüchtig durchgearbeitet und Kerzen daraus geformt.

Redaktion: Hugo Rosenthal-Bonin in Stuttgart.

Inhalts-Übersicht.

Text: Samba, eine Geschichte aus Rumänien von Marco Brochner. Schluß. — Das Eingangsthor der Residenz des Schah von Persien zu Teheran. — Die Stadt Reubaus in Böhmen. — Im Tunnel, Humoreske von Emil Pechlau. — Sühes Gebirgen, Gedicht von Herman von Deungholke. — Schlagende Wetter in Bergwerken, von Dr. Hugo Krüh. — Dentorje. — Auf Capri. Novelle von Konrad Telmann. Schluß. — Eine Stunde der Andacht. — Aus allen Gebieten. — Kleine Korrespondenz. — Illustrationen: Der Eingang zum Palast des Schah von Persien in Teheran. — Sühes Gebirgen, nach einem Gemälde von Rud. Schild. — Eine Stunde der Andacht. Gemälde von R. Probst. — Reubaus in Böhmen, Zeichnung von Post Weidner. — Aus dem Kinderleben. Zeichnungen von Karl Krejci.

An unsere Abonnenten!

Der dreiunddreißigste Jahrgang ist es, den die „Illustrierte Welt“ mit diesem Hefte schließt. Wenn ein Journal über ein Dritteljahrhundert, trotz des Wandels der Zeiten, in der Gunst des Publikums sich so glänzend behauptet, dann muß ihm eine Lebenskraft und eine Bedeutung innewohnen, die es der Lesewelt lieb und werth macht. Mit Genugthuung können wir daher auf die Vergangenheit zurückblicken, die uns sagt, daß wir einen so mächtigen, sich stets vergrößernden Leserkreis diese lange Reihe von Jahren zufriedengestellt. Mit freudiger Zuversicht dürfen wir aber auch jetzt in die Zukunft blicken, überzeugt, daß dieser jetzt beginnende

Vierunddreißigste Jahrgang

an spannendem interessantem Lesestoff und künstlerischem Bilder Schmuck, an Gediegenheit, Reichhaltigkeit und Mannigfaltigkeit zu den glänzendsten gehören wird, welchen die „Illustrierte Welt“ je gehabt.

Wir sind in der glücklichen Lage, mit dem im vorigen Jahre schon angekündigten, von dem Autor der reicheren Ausgestaltung wegen jedoch erst jetzt vollendeten großen Roman

„Das Haus mit den zwei Eingängen“ von Rosenthal-Bonin

beginnen zu können. Der Roman, welcher wieder eine glänzende Leistung des allbeliebten Erzählers ist, entwickelt vor unseren Augen ein hochinteressantes und farbenvolles Bild Hamburger Lebens, das, wechselvoll und großartig durch den Zusammenfluß so vieler Menschen aller Nationen, seine Fäden weit über alle Meere erstreckt. Unserer Zeitrichtung nach hat diese neue, überaus handlungsreiche Schöpfung einen kosmopolitischen Charakter. Diefem zur Seite geht eine ausgezeichnete Leistung kriminalistischer Erzählungskunst:

„Seines Glückes Schmied“ von G. A. König.

Es ist ein geheimnißvolles Stück deutschen Familienlebens, das der rühmlich bekannte Autor in diesem Roman entrollt, voll spannender Verwicklungen und überraschender Wendungen der Verhältnisse, die so recht mitten aus unserem Tagesleben gegriffen sind.

Der reiche Vorrath von anderen größeren Romanen, schönen kleinen Novellen, Schilderungen überraschender Abenteuer aus allen Welttheilen, humorvollen Skizzen und Lebensbildern ersten und heitern Inhalts, den wir für den neuen Jahrgang gesammelt, setzt uns in den Stand, neben den großen Romanen dem erzählenden Theil der „Illustrierten Welt“ die größte Mannigfaltigkeit zu geben.

Ebenso wird der Leser in unterhaltender Form — in Illustration und Wort — orientirt werden über alle jene Fragen, die unser unruhig bewegtes Tagesleben jetzt so drängend stellt. Auch das Praktische soll nicht vernachlässigt werden; Natur und Leben, Gewerbe, Handel, Technisches, Industrie, Landwirtschaft, Garten, Küche und Hauswesen, die „Kleine Korrespondenz“ mit den Rubriken der Anfragen und Antworten erhalten wieder die sorgfältigste Berücksichtigung zum Nutzen unserer Leser, die Jugend können wir erfreuen durch Spiele, nützliche und lustige Beschäftigungsaufgaben mannigfacher Art.

Im Uebrigen verweisen wir auf die erste Nummer und das erste Heft des neuen Jahrgangs 1886, welche zugleich mit diesem Schlußhefte des alten Jahrgangs ausgegeben und die unsere Abonnenten von ihren bisherigen Lieferanten pünktlich zugestellt bekommen werden.

Stuttgart.

Die Redaktion und Verlags-handlung.

**Ankündigungen.**  
 Die fünfmal gepulverte Nonpareilzelle oder deren Raum 1 Mark.

**500 enorme Preisherabsetzung!**  
 Bessere Autoren u. v. von Ming, Wachenhufen, Scherr, Hünig, Carlin, Höfer, Haas, Bühlbach, Schlegel, Grabowski u. in neuen, elegant broschürten Exemplaren liefert halt bei Subventionen von über 1500 Mark zusammen  
**für nur 95 Mark!**  
 Bezahl. 100 Bde. f. 20 Mk., 25 Bde. f. 6 Mk. unter Garantie für neu u. fehlerfrei.  
 Selmar Hahn's Buchhandlung, Berlin S., Prinzenstraße 54. Versandt geg. Einzahlung od. Nachnahme. Lagerstatistologie gratis und franco.

**Gesucht**  
 Agenten und Reisende zum Verkauf von Kaffee, Thee u. Reis an Privatleute gegen ein Quantum von 300 Mk. u. gute Provision. 1402 Hamburg. P. Stiller & Co.

**Farbige seidene Surah, Satin merveilleux, Atlasse, Damaste, Seidenrippe und Taffete Mk. 2.**  
 20 Pf. per Meter bis Mk. 12. 25 Pf. verdient in einzelnen Rollen und ganzen Stücken sofort in's Haus das Seiden-Fabrik-Depot von G. Henneberg (Königl. und Kaiserl. Hoflieferant) in Zürich. Muster umgehend. Briefe kosten 20 Pf. Porto nach der Schweiz.

**Zur Barterzeugung**  
 ist das einzig sichere und weisse Mittel  
**Paul Bosse's** 1319  
**Original-Mustaches-Balsam.**  
 Erfolg garantiert innerhalb 4-6 Wochen. Für die Haut völlig unschädlich. Mittel werden nicht mehr vertheilt.  
 Versandt direkt, auch gegen Nachnahme. Per Dose M. 2. 50. Direkt zu beziehen von Paul Bosse, Frankfurt a/M., Schillerstraße 12. — In Wien: Höfner-Apothek, Tuchlauben 27 und Engel-Apothek, Am-Post 6. (Preis für Dose, R. 1. 80.)

**Die feuerlosen**  
 Carbonatruon-Plätt. u. Pögeleisen der Firma Alwin Riese, Proden, sind für jede Haushaltung eine große Erleichterung u. Ersparrnis; im Sommer, da die lästige Dampfung nicht nöthig, geradezu unentbehrlich. — Probieren incl. Gültung für ca. 3 Monate 9 Mk., welches incl. nächsten Fall sofort zurückgekommen wird. 1409

**Schönheits- und Gesundheits-Seife.**  
 Beste Desinfections-Tolliten-Seife. Aerstl. sowie v. d. ersten wissenschaftl. Instituten des In- u. Auslandes empfohl. Einzig sicheres Mittel zur Befreiung d. Haut v. Mitesser, Finnen, Sommersprossen, Flechten, Pickeln etc. Die zarteste Haut kann lägl. damit gewaschen werd. Geg. Einsend. v. 1 Mark (60 Kr.) in Briefmark. o. Raar franco zu beziehen von Ferd. Springer in Detmold.

**PATENT-**  
 Besorgung und Verwerthung.  
 J. Brandt, Civil-Ingenieur, Berlin SW., Anhaltstraße 6.

Einfache, doppelte od. amerikanische Buchführung	durch präparirten
Correspondenz	brieflichen
Rechnen etc.	Unterricht. Gratis
Probe-Lectien	Prospect u. Probefrief.
früchschreiben	Erstes kaufmänn.
Gratis	Unterrichts-Institut
	„Postfach“ in Wien.

**150 Briefmarken für 1 Mk.**  
 Alle garantiert echt.  
 alle verschieden, z. B. Canada, Cap. Indien, Chili, Java, Erziehung, Australien, Sardinien, Rumänien, Spanien, Viet. etc. R. Wiering in Hamburg. 1327

30 Bde. J. Gotthalden D. H. urtheilte Buch 75 Pf. Mk. in 10 Bde. Katalog gratis. Pikante Artist. Institut 5 Schaffenburg.

**Technikum** 1407  
 (Baugewerk-, Maschinenbau-, Kunstschüler- u. Malerschule)  
**Buxtehude**  
 b. Hamburg. Bedeutendste nordd. Fachschule. Pension pro Tag 1 Mark. Programme gratis u. franco d. Director Hittenkofer.

**Reinwein.**  
 Gegen Einleitung von M. 25 verleihe in- und außer Reich ad hier 50 Liter selbstgefilterten, guten und abgeregerten Wein, für besten absolute Reinheit ist garantirt.  
**Friedrich Lederhos,** 1312 Ober-Jugstheim a. Rhein.

**J. BRANDT & G. W. NAWROCKI**  
 besorgen & verwerthen  
**PATENTE**  
 in allen Ländern  
**BERLIN W.**  
 78. Friedrichstraße 78.